



Pro Senectute Bezirk Zurzach

Im Rückspiegel

*Frauen und Männer
aus dem Zurzibiet
erzählen von früher*

Impressum

Herausgeberin:

Pro Senectute, Bezirksberatungsstelle Zurzach

Projektleitung und Gestaltung:

Edith Schlicht
Hansueli Fischer
Fridolin Ehrensperger
Leo Erne
Josef Knecht

Autoren:

Auslieferung:

...Frauen und Männer aus dem Zurzibict
Pro Senectute
Bezirksberatungsstelle
Hauptstrasse 40
8457 Zurzach

Druck:

A. Bürli AG, Döttingen
[Eingescannt mit OCR-Software ABBYY Fine Reader](#)

Zurzach, im Herbst 1988

Zu lesen und zu bedenken

Frauen und Männer in unserem Bezirk, die auf viele erlebte Jahre zurückblicken können, wissen uns viel zu berichten von ihrer Arbeit, ihren Freuden und Sorgen. Ältere Leserinnen und Leser dieser Lebensgeschichten werden an ihr eigenes Schicksal denken und vielleicht erleichtert vernehmen, dass auch andere um ihr Fortkommen ringen mussten. Werden nicht oft durchlebte Härten und Nöte in der Erinnerung zu einem wertvollen Bestandteil unserer persönlichen Entwicklung?

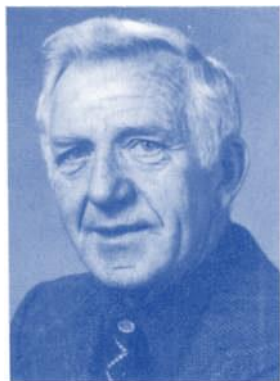
Die Jungen können erfahren, wie viel anders sich das Leben zu Beginn dieses Jahrhunderts abgespielt hat. In der geschilderten Zeitspanne hat sich das menschliche Dasein dank Forschung und Technik grundlegend verändert. Gerade diese Veränderungen sind es wert, aufgezeichnet zu werden. Die Berichte zeigen uns auch, dass eine positive Einstellung zum Geschehen und ein solides Schaffen sich immer wieder lohnen.

Wenn in unserm Büchlein leider nicht alle Lebensbereiche und Ortschaften des Bezirks Zurzach zur Geltung kommen, so liegt es daran, dass es mehreren Seniorinnen und Senioren nicht möglich war, auf unsere Anfrage einzugehen.

Wir hoffen, Sie nehmen die Berichte wohlwollend auf. Wir wünschen Ihnen viel Freude dabei.

Im Herbst 1988

Fridolin Ehrensperger, Endingen
Leo Erne, Hettenschwil
Josef Knecht, Döttingen



Alfred Bamberger, geboren 27. Januar 1916, fünf Jahre Gemeindeschule in Siglistorf, drei Jahre Bezirksschule in Kaiserstuhl, Küferlehre, Wirksamkeit im angestammten Beruf an mehreren Arbeitsorten.

Mostchrusle, Garbenbändli und Bindbaum

Siglistorfer Heimat-Erinnerungen

Schaue ich vom Dorf zu den Wäldern hinauf, so erscheinen sie mir als ein Kranz, der sich in der Höhe rings um das Dorf windet, besonders beeindruckend in den leuchtenden Herbstfarben. Der Tägerbach und der Dorfbach, die unterhalb des Dorfes zusammenfliessen, haben dieses auch zweiteilig wachsen lassen. Leider ist vom Dorfbach, der neben der Badenerstrasse fliesst, nicht mehr viel zu sehen. Neue Häuser, neue Strassen und neue Menschen beleben das heutige Dorfbild.

In den Zwanzigerjahren, als sich das Mühlerad noch unter dem rauschenden Tägerbachwasser drehte und wir als Knaben kleine Steine nach den Fischen warfen, jedes Ufergebüsch und die Wäldchen durchstreiften, da arbeitete der fleissige Müller von morgens bis abends in der staubigen Mühle. Da war ein Rattern und Rasseln, dass man schreien musste, um verstanden zu werden. – Wir freuten uns stets, wenn der Vater uns rief: «Hier ist ein Sack Weizen, bringt ihn dem Müller Jetzer und bringt einen Zentner Mehl nach Hause». Zwei von uns setzten sich auf den Sack, der wie ein Klotz im Bernerwägeli lag; einer musste hinten nachlaufen und vorerst bremsen, später stossen, während der «Vorreiter» mit der Deichsel zwischen den Beinen die rechte Spur suchte. So fuhren wir bergab bis zur Kapelle und anschliessend leicht steigend dem Tägerbach entlang gegen die Mühle, – vorbei am Klausen-Kaspar, der meistens vor seinem Haus sass, ein steifes Käppchen mit Edelweissmuster ringsherum auf dem Kopf. In freundlicher Art winkte und lachte er uns

zu. Auch der Müller war immer nett zu uns. Natürlich durften wir die ganze Mühle durchstöbern und besichtigen. Am Ende des Kanals sahen wir, wie das Wasser die Schaufeln des Rades auf der einen Seite füllte. Darum drehte sich das Rad und die ganze Mühle kam in Betrieb.

Das Bernerwägeli kam auch zum Einsatz, wenn wir einen Sack Salz holen mussten. Der Salz-Hauser war ein grosser, schwerer Mann, etwas kurz angebunden, – mit einer stets sauber gekleideten, freundlichen Frau, die uns jeweils etwas Süsses zusteckte.

Bei der Ernte

mussten die Kinder wacker mithelfen. Der Vater, der Knecht und der älteste Bruder wetzten die Sensen, spien in die Hände und mähten das Korn, den Weizen oder den Roggen. Agnes, meine ältere Schwester, Karl und ich hoben das Getreide in ‚armvollen‘ Büscheln auf und breiteten es nebenan zum Trocknen ordentlich aus. Wie schmerzte doch der Rücken schon nach den ersten Stunden, und bis zum Abend war noch eine lange Zeit! Ein tiefes freudiges Aufatmen gab's, wenn wir von weitem die Magd und die jüngeren Geschwister sahen: die Magd mit dem Znünichorb, die Kinder mit den Mostchrusle. Bald hatten sich alle, wenn möglich unter einen Baum, zusammengesetzt. Die Magd schnitt Brotscheiben für uns Kinder, der Vater reichte jedem ein Stück Speck, das roch noch nach Rauch und erinnerte an die grosse Fleischreserve, die von zwei oder drei Schweinen stammte und seit dem Winter im grossen, unten weit offenen Kamin geräuchert und getrocknet wurde. Nach den ersten Bissen kam der langersehnte Durststiller. Der Vater hob die Chrusle Most und füllte zuerst die Gläser der Erwachsenen mit dem Selbstversorger-Trank. Die Kinder stellten sich breitspurig vor den Vater hin und liessen die Gläser füllen. Da gab es noch kein ‚Glürli-Wasser‘; die Kinder tranken meistens Most ‚wic die Grossem. Konnten wir schwindeln, erhielten wir vielleicht ein Glas zuviel. – Die Mutter kam morgens nicht aufs Feld, sie kochte zu 1 lause für zwölf Personen.

‚Mittag mach‘! Der Vater musste nicht zweimal rufen. Wir Kinder streckten uns und rannten dann nach Hause. Bald sassen alle um den Tisch, der einen grossen Teil der währschaften Bauernstube ausfüllte. Oben am Tisch sass der Vater, zu seiner Rechten die Mutter, dann Agnes, Martha und Sepp; gegenüber lehnte am alten Kasten Albert, der Knecht, anschliessend waren Leo, Karl und meine spitzbübische Person plaziert und unten am Tisch die fleissige Magd Elise; sie holte das Essen aus der Küche oder dem Ofenrohr auf den Tisch. Die beiden kleinen Brüder Franz und Jakob sassen oft auf dem ‚Choustbänkli‘ und benützten die Choust (Ofenbank) als Tisch.



Familie Bamberger beim Heuen (1925).

Der Vater sagte: ‚Ruhe‘ und machte andächtig das Kreuzzeichen. Wir beteten als Tischgebet das Vaterunser mit dem Ave Maria und ‚Durch deine letzte Angst. Obwohl das Gebet den Kindern mit seinem grossen Umfang gelegentlich Mühe machte, duldete der Vater keineswegs eine mangelhafte Haltung. Anschliessend wurde mit Löffeln und Gabeln wacker zugegriffen, wobei die einen sich schweigend, andere gesprächig oder lachend zeigten. Die Mutter kochte gut; trotzdem wollten wir Kinder nicht alle Speisen essen; der Brei von Räben (weissen Rüben) oder gar fetter Speck wurde manchmal abgelehnt.

Die Männer brachten hernach den Stall in Ordnung, die Frauen und Mädchen die Stube und die Küche. Wir jüngeren durften uns im Freien vergnügen; dabei fiel ich einmal in den grossen Brunnentrog vor dem Haus, wo mich das kühle Quellwasser recht erschreckte. Während die Sonnenwärme mich trocknete, rief uns die Arbeit wieder aufs Feld. Das ausgebreitete Getreide wurde gehäufelt und dabei so gewendet, dass feuchte Halme noch trocknen konnten. Die Knaben kontrollierten auch noch die Fallen, die sie den Wühlmäusen gerichtet hatten. (Schau, Karl, der Chaib hat unter der Falle durchgegraben! Für jene, welche wir erwischten, zahlte die Gemeindeverwaltung 25 Rappen pro Stück. Bald rief uns Agnes zur Hauptarbeit zurück. Einer musste streng geordnet Garbenbündli auf den Boden legen; die andern Kinder und die Mutter legten insgesamt fünf Getreidebüschel auf jedes Bündli. Hintennach zogen der Knecht und Leo die Garben mit den Bündli kräftig zusammen und ver-

schlauften sie. Inzwischen hatte der Vater zwei Pferde und zwei Kühe vor einen grossen Wagen gespannt und einen zweiten angehängt. So kam er über den steilen Feldweg auf den Resacker gefahren. Um drei Uhr stand das Gespann mit einem Leiterwagen zwischen zwei Reihen Weizengarben, die vom Vater und Leo auf den Wagen gehoben wurden, wo der Knecht sie zu einem Fuder ordnete. Karl und ich mussten bei den Pferden und Kühen die vielen Bremsen mit Haselzweigen abwehren. War ein Fuder hochgeladen, so wurde der Bindbaum hinauf gereicht. Ein starkes Seil wurde über das vordere Ende des Bindbaumes und ein zweites über das hintere verschlauft. Dann wurde mit den Bindschlegeln tüchtig angezogen. Der Knecht schwang sich hinten am Bindbaum herunter – und der zweite Wagen wurde beladen. Zwei Frauen sammelten mit zwei grossen Eisenrechen die einzelnen Halme und Ähren auf dem frei werdenden Stoppelfeld. Für die Heimfahrt durften wir auf ein Garbenfuder steigen, wo wir stolz triumphieren konnten.

Mit viel Appetit und Freude nahmen wir Zobig: Brot und Speck, manchmal auch eine Servedat-Wurst oder Käse, und genügend Most dazu. Nachher gingen die Männer in den Stall und melkten, fütterten, misteten und machten die Streue zurecht und die Frauen machten mit Milch-Kaffee und Brot das Nachtessen bereit.

Nach dem Nachtessen wurde das Getreide auf die Bühne gezogen. Es geschah mit Hilfe eines langen Seiles, das ohne Ende über eine Holzrolle mit Haspel lief. An passender Stelle war ein Eisenhaken im Seil eingearbeitet, den man jeweils beim Garbenbündli einhängte. Die einzelnen Garben wurden aufgezogen bis der Vater in der Höhe ‚Halt‘ rief und die Garbe auf den Bühnenboden zog. Er machte das Seil mit dem Haken wieder frei und schichtete die Garben aufeinander. Wir arbeiteten als Knaben beim Anhängen und Aufziehen der Garben gerne noch mit. Es war der Abschluss einer harten Tagesarbeit und wir schliefen in der Nacht besonders gut.

Ein Washtag

wurde bei uns im Frühjahr und einer im Herbst durchgeführt. Am Vorabend wurde die Wäsche in Standen und Zübern eingeweicht. Am Morgen holte die Magd schon um sechs Uhr eine Welle Brennholz im Schopf neben dem Waschhäuschen und machte Feuer unter dem grossen Waschlafen, mit dem jeweils im Winter Schnaps und Kirsch hergestellt wurden. Um sieben Uhr musste das Wasser kochen; dann kamen die beiden Waschfrauen: Marie Willi (= s’Kältli) und d’Steigmarie. Es waren sehr fleissige Frauen, – trotzdem wurde viel geschwätzt und geklatscht. Am Nachmittag arbeiteten noch meine liebe Mutter und die Magd Elsi im Waschlüsli. Gerne ging ich gelegentlich Holz in den Ofen schieben; dabei

konnte ich vielleicht etwas Interessantes aus dem vierspännigen Gespräch aufschnappen. Mit guten Strohhalmen konnte ich immer wieder bei den Wäscheständen mit der Seifenlauge schöne Seifenblasen in die Luft steigen lassen. Im Baumgarten flatterte die Wäsche an den Seilen, die von Baum zu Baum gespannt waren, da und dort von Bohnenstangen unterstützt.

Zum Schreiner Eduard auf der Stapfle

mussten mein Bruder Karl und ich je einen Fensterflügel mit einer zerbrochenen Scheibe tragen. Der rauhe Herbstwind hatte die undichten Stellen in Erinnerung gerufen; die Herkunft der Schäden war unerklärlich (da Brüder sich nicht verraten). Der Weg führte zunächst am Haus der Wächter-Marie, deren Mann gestorben war, vorbei. Wir sprachen gern mit ihr. ‚Wollt ihr zum Glaser?‘ ‚Ja, zum Stapfle-Schreiner?‘. Diese Frau hatte noch einen unebenen Küchenboden mit natürlichem Lehm als Belag, – aber gutes Brot, wovon sie uns hie und da ein Stück in die Hand drückte. Sie kaufte es vom Lengnauer Bäcker, der regelmässig mit einem leichten Pferdefuhrwerk Brot ins Dorf brachte. Mit greller Stimme rief er seinem Pferd ‚Hüp-hüp-hüp‘ zu. Nach dem Haus der Wächter-Marie kamen wir am alten Gasthof ‚Löwen‘ vorbei, wo uns die Kegelbahn vertraut war. Am Sonntagnachmittag durften wir dort Kegel stellen, wenn der Foster Sepp, der Gaber August, der Mühlefluh, der Jean vom Eichhof, Stäffelis Gottfried und andere sich einen Kegelschub leisteten. War das eine Freude, wenn wir als Lohn vielleicht einen ganzen Franken heimbringen konnten! Jetzt diskutierten beim ‚Löwen‘ der Wirt und sein Nachbar, der Schmitte-Hannes eifrig miteinander. Der Wirt war für uns ein vertrauter Mann; er holte bei uns oft Schnittlauch, um eine schmackhafte Suppe zu kochen, und er kaufte dem Vater den Schnaps ab. Vor dem Schmitte-Hannes hatte ich manchmal Angst. Er war ein finsterer Geselle. Er trug immer einen schwarzen, breitrandigen Hut auf seinem dunklen Kopf. Sein Haus lag dicht neben dem ‚Löwen‘. Eine alte Treppe mit etwa zwölf Stufen führte zur Wohnung hinauf. Menschen und Federvieh benützten sie, um den Hannes und seine Frau Rosie zu besuchen. Mein Zutrauen zu diesem Mann wuchs, als ich mehrmals sehen konnte, wie er bei uns mit dem Vater ein Schnäpsli trank.

Beim Zinggen im Oberdorf sass der Kübler auf der Terrasse und rauchte seine Pfeife. Das tat er bis kurz vor seinem Tod. Nun stiegen wir bergan zur Stapfle. Der Schreiner Edi war der Bruder meiner Mutter. Er machte gerade neue Fenster für die Mühle, trotzdem nahm er sich Zeit, uns in seiner Werkstatt allerhand zu zeigen. Bald kam mein Pate, Juli, der stets liebenswürdig und humorvoll war. Er war in früheren Jahren in England als Portier in einem Luxushotel. Dort wurde sogar Goldwändler, Wein von Baden, verkauft. Jetzt lud er uns ein in die Stube zu kommen, während Eduard unsere Fenster flickte. Dort bot er uns Most an aus seiner

eigenen Mosterei, die jeweils im Herbst bis in die tiefe Nacht mit ihrem Rollen dem halben Dorf das Mahlen und Pressen des Obstes verkündete.

Heute, nachdem ich viele Stürme im Dorf, in den Wäldern und in der Welt erlebt habe, stehe ich oftmals vor meinem geliebten Heim und fühle mich in Gottes Hand. Ich vertraue ihm und danke ihm für alles, besonders auch für die schöne Heimat.

Küfer

Nach meiner Schulzeit in Siglistorf und an der Bezirksschule Kaiserstuhl und einem Jahr in Freiburg trat ich in die Lehre beim Küfermeister Villiger in Beinwil bei Muri. Man hatte damals Mühe eine Lehrstelle zu finden. Der Meister bot mir Kost und Logis und Familienanschluss, aber keinen Lohn. Oft verfügte ich wochenlang über gar kein Geld. Das Hobeln und Fügen der einzelnen Dauben für Kalber- und Blumenkübel musste vorab gelernt werden. Leider wurde nur selten ein Fass angefertigt. Nach dem Abschluss der Lehre versah ich anderthalb Jahre eine Stelle in Vevey. Deutschschweizer fanden im Welschland gute Stellen im Doppelberuf Holz- und Weinküfer. Neben der Herstellung der Fässer war u.a. die Arbeit im Keller sehr wichtig. Der gründlichen Fassbehandlung folgte das Einkellern und die fachmännische Pflege des Weines bis zur Flaschenreife. Anschliessend arbeitete ich in einer Weinhandlung in Laupen als Kellerküfer, dann in Frauenfeld als Holz- und Weinküfer. Zweieinhalb Jahre arbeitete ich als Klosterküfer in Einsiedeln und fünf Jahre als Holzküfer in Wohlen. Hier stellten wir viele Jauchefässer her. Diese Spezialität wollte ich gern weiter pflegen, als ich 1945 im Heimatdorf mich selbständig installierte. Daneben wurde mir viel Kellerarbeit von Wirten aus dem ganzen Bezirk Zurzach übertragen. Leider wurde das hölzerne Jauchefass vom Druckfass verdrängt. Zugleich stellten die Wirte auf s Flaschensystem um, d.h. sie bezogen den Wein abgefüllt in Flaschen. Daher trat ich eine Stelle in der Maschinenfabrik Bucher-Guyer an. Bis zu meiner Pensionierung arbeitete ich dort 28 Jahre. Heute finde ich in meiner Werkstatt mehr als nur Freizeitbeschäftigung – zu meiner und anderer Menschen Freude.



Martha Hochstrasser-Gösi wurde 1918 in Kaiserstuhl als Tochter des Gemeindeschreibers geboren und hat als Lehrtochter und hernach als Mitarbeiterin auf der Kanzlei des Städtchens viel Einblick in die Probleme der Bevölkerung gewonnen. Die Gattin des Stadtschreibers Jakob Hochstrasser, der leider früh verstarb, ist mit Kaiserstuhl tief verbunden.

Als der Gemeindeschreiberberuf noch ausschliesslich Männersache war

Beamten-Tradition in einer Kaiserstuhler Familie

Im grossen Haus, mitten im kleinen Kaiserstuhl, wo meine Ahnen als Stadtbürger seit 1618 ununterbrochen in einer städtischen Beamtung wirkten, wurde ich geboren und bin auch dort als Einzelkind aufgewachsen. Aber es wohnte eine grosse Verwandtschaft im Städtli, also Bezugspersonen noch und noch, zumal das familiäre Zusammengehörigkeitsgefühl sehr ausgeprägt war. Zudem war mein Vater Gemeindeschreiber, was wiederum eine grosse Beziehung zur ganzen Einwohnerschaft bedeutete. Er kannte nicht nur jedes Haus sondern auch, schon von seiner Abstammung her, die Familiengeschichte der Besitzer.

Allerdings gab es zu meiner Kinderzeit schon einige kinderlose Hauseigentümer ohne Nachfolger und Betagte, deren Kinder ausgezogen waren und am Behalt der Liegenschaften kein Interesse zeigten. Die natürliche Folge war, neue Hauseigentümer und auch vereinzelt Mieter. All diese Zuzüger bemühten sich, ihre Gewohnheiten dem Leben in Kaiserstuhl anzupassen. Es entstanden jeweils bald gute Beziehungen zwischen Alt-Eingesessenen und den ‚Neuen‘. Den Ausspruch vom ‚fremden Föt-zeh, wie er zu jener Zeit in den Dörfern der Umgebung ‚gäng und gäb‘ war, gab es hier nicht. Selbst die italienischen Fremdarbeiter, beschäftigt am Kraftwerkbau Rheinsfeldcn / Zweidlen, fühlten sich bei uns bald heimisch. Wohl hatte Kaiserstuhl einst ein Rathaus an der Rheingasse, das

aber vor vielen, vielen Jahren zum Schulhaus umfunktioniert wurde. Geblieben allein war im Parterre das ‚Gemeinderatszimmer‘, wo die Stadtratssitzungen, Trauungen, Urnen-Abstimmungen stattfanden und auch die ‚Holznummern‘ (jeder ansässige Stadtbürger mit eigenem Herd hatte Anspruch auf ein bestimmtes Quantum Brennholz) wie Lose einmal im Jahr gezogen werden konnten. Dieser Raum war auch Ausgabeort der Rationierungskarten im Zweiten Weltkrieg. Dagegen war es Sache des Gemeindeschreibers seine Schreibstube selbst zur Verfügung zu stellen, und so wurde in meinem Vaterhaus gerade neben dem Wohntrakt die ‚Gemeindckanzlei‘ für meinen Vater eingerichtet. Bis zu diesem Zeitpunkt verrichtete mein Gemeindeschreiber-Grossvater seine Amtsgeschäfte nebenamtlich in seinem Schreibwaren- und Schulmaterialien-Laden, wo sich auch seine Buchbinderei befand. Mein Urgrossvater, als Bäcker durch seine ‚Fastenwähe‘ in der ganzen Umgebung, ja bis nach Zürich, bekannt, schrieb so zu seiner Zeit seine Gemeinderats-Protokolle im gegenüberliegenden Bäcker-Laden an der Löwengasse.

Die Kleinstadt mit ein paar Einwohnern mehr als das Jahr Tage hat, konnte kein genügendes Erwerbseinkommen als Gemeindeschreiber-Honorar bieten. Um dies aber zu ermöglichen, wurden nach und nach alle von einzelnen Personen verwaltete Gemeinde-Güter (Elektra, Wasserwerk, Altersheim, Forstwirtschaft etc.) inkl. die Kirchengüter der römisch-katholischen Kirchgemeinde Kaiserstuhl-Fisibach zu einer Zentralverwaltung zusammengelegt. Das Vollamt war in bescheidenem Masse geschaffen. Als mein Vater auch die Führung der Militärsektion für drei umliegende Gemeinden dazu übernahm und an seiner zusätzlichen Tätigkeit als Stipulator (eine Art Notar mit begrenzten Befugnissen) Freude hatte, benötigte er bereits Schreibhilfe von seinem Schwager.

Das ganze Städtli war damals eigentlich eine Gross-Familie, deren Vater der Stadtmann, die Mutter der Gemeindeschreiber waren. So war es nicht verwunderlich, dass man zu den mannigfaltigsten Dingen den Gemeindeschreiber um Rat fragte und bei grösseren Anliegen bat: ‚säg’s Du im Vatter‘. Das geschah meistens am Montag. Denn am Sonntag hatten die Leute eben noch Zeit, vorher ihre Probleme im Familienkreis miteinander zu besprechen. Streng eingehaltene Bürozeiten gab es nicht und durch die Verbindung Wohnräume/Büro bekam ich auch manch ‚amtliches‘ Gespräch zu Gehör. Dass ich davon aber nichts weiter erzählen durfte, war für mich selbstverständlich. Ich kann mich nicht erinnern, dass man mir je gesagt hätte ‚das darfsch nid witer verzelle‘. Datenschutz wurde mir sozusagen in die Wiege gelegt. Aber von den drei Männern, die ja schon längst gestorben sind und hier keine Angehörigen mehr haben, darf ich schon berichten, wie deren damaliges Drogen-Problem gelöst wurde. Als für kleine öffentliche Dienste von der Gemeinde angestellt, hatten sie eine vierteljährliche Entschädigung zu gut. Sie holten aber ihren

Batzen wöchentlich, gelegentlich bis zweimal, auf der Kanzlei in kleinen Raten ab, um ihren täglichen Schnaps-Bedarf zu finanzieren. Sie mussten dafür jeweils in einem sogenannten ‚Milchbüechli‘ quittieren. Nach einem Vierteljahr wurde dann abgerechnet, wobei meistens nur noch eine Kleinigkeit für die nächsten Tage zur Auszahlung übrig blieb. Eines dieser Originale ist mir noch ganz besonders in Erinnerung. Wenn der Mann kam, sagte er beim Eintritt nur die beiden Worte ‚öppis ha‘, nahm sein Geld und ging wortlos.

Es war damals ja auch die Zeit der Arbeitslosigkeit, die mich aber nie besonders beeindruckt hat. Die Leute fanden irgendwie schon aushilfsweise Arbeit im Wald, bei Handwerkern im Städtli, in der Sägerei Weiach, Ziegelei Fisibach, oder gelegentlich auch bei Bauern in den Nachbargemeinden, wo sie oftmals Naturalien bekamen. Dann gab es in Kaiserstuhl schon den Gemeinnützigen Fraucnverein, der bei besonderen Anlässen und Notlagen Gutscheine von Fr. 5.- und Fr. 10.- zum Bezug von Lebensmitteln in den hiesigen Läden ausstellte. Bei den damaligen niedrigen Preisen und den bescheidenen Lebensansprüchen konnte dies schon Hilfe sein. Wo's aber gar nicht langens wollte, da war auch die Gemeinde nicht knauserig. Auf alle Fälle war ich überzeugt, dass mein Vater, in seiner besondern Vorliebe für die im Leben Zukurzgekommenen, schon zum rechten schauen werde.



Im Zentrum des Städtchens der ‚Kronenbrunnen‘ und das hohe Gösi-Haus.

Was mich damals viel mehr interessierte, war all das drum und dran um die Hitler-Jugend-Anlässe, von denen die Bezirksschul-Kolleginnen von ennet dem Rhein so begeistert zu erzählen wussten. Sogar das von mir selbst gewollte Erlernen des Klavierspiels (es gehörte ja schliesslich damals zum guten Ton) geriet ins Hintertreffen. Andererseits fand ich dann allmählich die vielen Grösse, die mir eine Schulkollegin immer wieder von einem badischen älteren Schulkollegen überbrachte, blöd. Die Ablehnung dieser Gruss-Botschaften erbrachte mir meinen ersten ‚Liebes-Brief‘, der allerdings kurz und bündig hiess: ‚Behüt Dich Gott, es wäre zu schön gewesen – Dein‘. Der Name ist mir entfallen, aber den fein säuberlich geschriebenen Satz auf weissem Papier sehe ich noch heute deutlich vor mir.

Indessen stieg auch die Papier-Flut in der Gemeindekanzlei weiter an und das ‚Gemeindebüro‘ wurde zu klein. Als mein Vater gar noch die Führung der Amtsvormundschaft des Bezirks Zurzach übernahm, – der Gemeinde Kaiserstuhl unser Wohnhaus zum Kaufpreis von Fr. 56'000.- zu teuer war, richtete er im Parterre auf seine Kosten eine Kanzlei nach neuesten Errungenschaften ein. Oh, wie wurde er von seinen Berufskollegen deswegen beneidet!

Hier konnte ich dann, zurück von meinem welschen Internats-Aufenthalt, eine kaufmännische Verwaltungslehre absolvieren mit KV-Schulbesuch in Zurzach. Eine ‚Kanzlei-Lehre‘ war damals für ein Mädchen eine grosse Rarität, denn der Beruf eines Gemeindeschreibers war ja ausschliesslich Männersache.

Mit der Wahl meines Vaters zum Bezirksamtmann des Bezirks Zurzach ging dann die Beamten-Aera der Gösi für Kaiserstuhl 1945 zu Ende. Sie wurde mit neuem Elan in alter Tradition von meinem nachmaligen, leider allzu früh verstorbenen Mann, weitergeführt.



Hans Birchmeier-Spuler, 1898, war Landwirt auf dem Loohof in Endingen. 36 Jahre lang gehörte er dem aargauischen Grossen Rat an. Während 62 Jahren machte er mit in der Musikgesellschaft Endingen und gar 65 Jahre lang war er aktiver Schütze.

Von Dampfschese, Biiblättli und Flegeleien im Walzertakt

Die Bauernfamilie um und nach der Jahrhundertwende

Noch im alten Jahrhundert geboren (1898) habe ich die Jahrhundertwende als Kind miterleben dürfen. Eine Zeit, die wirklich ganz neue Wege beschritt und besonders auch für die Bauernfamilie eine grundlegende Änderung brachte. Zudem hatte ich liebe Eltern und sogar den Grossvater, die noch viel von den alten Zeiten erzählten. Es war auch die Zeit noch ohne Elektrizität, ohne jeden Motor. Man ging alles zu Fuss. Man sprach miteinander. Man kannte alle Leute im Dorfe. Die einzelnen Familien waren grösser, man hatte mehr Kinder. Alle Arbeit auf dem Felde und im Hause war Handarbeit. Man arbeitete miteinander, und so war auch das gegenseitige Gespräch sehr intensiv.

Die Motorisierung

Es mag im Jahre 1903 gewesen sein. Meine Eltern und ein Knecht arbeiteten auf dem Felde oberhalb unseres Hofes, wo man die alte Surbtalstrasse von Lengnau bis zum damaligen Ober-Endingen übersehen konnte. Wir Kinder erblickten auf der Strasse ein Gefährt. Es konnte kein gewöhnliches Fuhrwerk sein. Es bewegte sich etwas schneller. Und plötzlich begriffen wir und riefen den Eltern zu: ‚Seht dort eine ‚Dampfschese’!‘ Wir hatten das erste Auto gesehen, den Anfang der neuesten Errungenschaften.

Die Elektrizität führte man während meiner ersten Schuljahre im Dorfe ein, wir auf dem Loohof erst 1917. Wir Schulkinder mussten die

5-Liter-Petroleumkanne immer vom kleinen Dorflädeli nach Hause tragen. Während des Krieges war das Petroleum rationiert. Und so gab es immer ein ‚Gschtürm‘, wenn der Petroleumwagen ins Dorf fuhr, und wir vom Loohof kamen dann manchmal zu spät. Mit dem Elektrischen schafften wir dann auch die ersten Maschinen für den Hof und den Haushalt an. Dem Dreschen mit den Flegeln folgte der Benzinmotor und später mit dem E.W. die Dreschmaschine. Der Elektromotor (3 PS) trieb auch die Rübenmühle, die Kurzfuttermaschine, die Obstmühle an und verdrängte so verschiedene Handarbeiten.

Leute, die auf den Loohof kamen

Die Handwerker kamen auf die ‚Stör‘. Was heisst das Wort Stör? Im Duden-Rechtschreibung liest man: ‚die Kunden bedienen. Im Gegensatz zu den Tagelöhnern, die saisonbedingt während des Heuets, der Ernte, wochenlang auf dem Bauernhof arbeiteten, kamen diese Handwerker nur einige Tage auf den Hof oder in die Stube, um den Familien zu dienen; Schuhmacher, Sattler, Kesselflicker, Näherin, Waschfrau oder der Schreiner, der zertrümmerte Fensterscheiben ersetzte.

Diese Besuche waren für uns Kinder immer eine freudige Abwechslung. Wir sahen ihnen bei der Arbeit zu und hörten ihre Erzählungen mit Freuden. Sie kamen in viele Familien und mit vielen Leuten in Berührung und waren so eine Art Nachrichtenagentur. Besonders gespannt waren wir auf den Sattler Lüthy, der im Dorfe an der Marktgasse wohnte. Seine nächsten Nachbarn waren Juden und weilten gerne als Erzähler in seiner Werkstatt. Und er gab dann diese Erzählungen an seine Kunden weiter. So entstand auch folgende Anekdote, die auch ich bei gewissen Anlässen weitergab: Sattler Lüthys Nachbar – (Besitzer des Tuchladens und Reisender für sein Geschäft) übernachtete einmal in Zürich. Zum Nachtessen verlangte er die Speisekarte. Da fiel sein Blick auf das Angebot ‚Kartoffeln in Schalen‘. Und weil er gerne Kartoffeln ass, bestellte er diese ‚Sonderheit‘. Als er dann gewöhnliche ‚Gschwellti‘ bekam und dieselben erst noch selber schälen musste, war er um eine Enttäuschung reicher geworden.

Und der Schuhmacher Tüschak, der sich als Ausländer im Nachbarsdorf Degermoos niedergelassen hatte und weitherum gekommen war, hatte in uns Kindern besonders aufmerksame Zuhörer. So machte er uns auch mit zwei extra langen Wörtern bekannt. Das eine hatte 17 Silben und das andere ‚nur‘ 13. Kon-stan-ti-no-po-li-ta-ni-scher-du-del-sack-pfei-fer-ge-sel-le. Würt-tem-ber-gi-scher-schnupf-ta-bak-do-sen-ver-wal-ter. Als Einzige konnten sich bis heute noch auf unserem Hofe der Stören-Metzger und der Rübeneinschneider (zur Bereitung von Sauerkraut) durchsetzen.

Hausiererinnen kamen vorbei. Ja, sie kamen zu meiner Schulzeit noch aus dem Schwarzwald und verkauften Wacholderbeeren. Und das Tiroler-Fraueli, später Italiener, mit der schweren ‚Hutten‘, mit Schuhbündeln, Hosenträgern, Kopftüchern, Seifen etc... Und das Glarnerziger-Mannli, und der Italiener Zamba aus Baden mit seinem Zwei-Räder-Karren, voll besetzt mit jungen Hühnern, der schon von weither rief: ‚Hien‘ (Hühner!)

Tipfel-Brüder. Es waren keine Vagabunden, sondern arme ‚Tröpfe‘, die nirgends sesshaft waren, keine eigentliche Heimat besaßen, aber eigentlich ‚arbeitsscheu‘ waren. Sie machten gerne bei den Bauern die Runde, waren dankbar für eine Mahlzeit, besonders auch für ein Schnäpsli. Wenn es gut ging, halfen sie auch noch im Heuet für einige Stunden.

Anekdote. Da kam auch so ein ‚Bekannter‘ im ‚Heuet‘ bei uns vorbei. Es war gerade ein strenger Tag. Er half am Nachmittag beim Heuen. Da zog ein heftiges Gewitter auf, alle mussten nach Hause flüchten und fanden Schutz unter dem Vordach bei der Scheune. Doch der Regen verging schnell, und die Sonne kam wieder zum Vorschein. Da entstand urplötzlich ein Regenbogen, der sich über das ganze Dorf spannte. Alle staunten über das prächtige Naturwunder. Doch unser ‚Gast‘ hatte andere Gedanken. Auf einmal fuhr er mit der Hand dem Bogen nach und meinte: ‚O, Herrgott, wenn das doch nur der Reifen von einem Schnapsfass wäreb

Ohne Medien. Die ‚Botschaft‘ bringt Nachrichten. Kein Radio, kein Fernsehen, keine Tageszeitungen, keine Illustrierte. Da hatte die ‚Botschaft‘ von Klingnau, die bis heute im Besitz der Familie Bürli ist, eine grosse Bedeutung für unsere Familie. Sie erschien damals schon drei Mal in der Woche, aber nur vier- oder höchstens sechseitig. Sie wurde etwa auch ‚Säuli-Zeitung‘ genannt. Dies, weil die Abonnenten ja meistens Bauern waren, und wenn man etwas zu verkaufen hatte, wie Vieh und namentlich Schweine, so inserierte man in diesem Blatt. Sie hatte schon damals eine Beilage, genannt das ‚Biiblättli‘, mit Geschichten, Erzählungen und Romanen. Diese Beilage muss bei der Leserschaft sehr angekommen sein. So wird erzählt, dass meine Grossmutter, – die doch eine Bäuerin war und in unserer grossen Familie tüchtig zugreifen musste – am Samstag, wenn die ‚Botschaft‘ kam, alles liegen liess, und zuerst die Geschichte oder den Fortsetzungsroman mit Eifer verschlang. Auch wir Schüler hatten ein grosses Interesse an ‚unserer‘ Botschaft, weil sie das einzige Organ war, das Neuigkeiten aus der weiten Welt brachte.

Dazu kam etwa noch der Genossenschaften, ein Bauernkalender, der die Bauernfamilien orientierte, weil in jener Zeit auch die ersten Landw. Genossenschaften gegründet wurden.

Arbeit und Freizeit

Weil es soviel strenge Handarbeit gab, waren die Erwachsenen am Abend zu müde, um noch lange den Abend zu geniessen. Auch im Winter gab es harte Arbeit, z. B. im Wald oder einige Wochen lang das Dreschen. So hörte man anfangs Winter im Dorfe die Taktschläge der Dreschflegel. – Wenn ein Vater mit zwei noch jungen Burschen diese harte Arbeit machte, so tönte es im 3/4-Takt, im Walzertakt: Bum, te, te; – bum, te, te, – bum, te, te; waren es aber vier erwachsene Männer, so gab es den 4/4-Takt: Bum, bum, bum, bum. – Diese Taktart war ziemlich schwierig, man musste genau den Rhythmus einhalten, sonst schlug man einander auf die Flegel oder gefährdete die Bäuerin, die am Ende der Garbe kniete und diese zusammenhielt.

Doch es gab auch ruhigere Zeiten. Dann sassen etwa Nachbarn zusammen und machten einen Jass. Die Frauen strickten und sahen zu.

Der Sonntag im Bauernhaus

Am Morgen nach dem Füttern und Besorgen der wichtigsten Hausarbeiten füllte der Besuch des Gottesdienstes den Vormittag aus. Für katholische Familien gab es damals noch keinen Samstagabendgottesdienst oder die Frühmesse. Hinzu kam am Nachmittag der Besuch der ‚Christenlehre‘ (Religionsunterricht) bis zum 18. Altersjahr. (Die Grossmutter ging noch bis zum 21. Lebensjahr.) Am Sonntagnachmittag spazierte die ganze Familie hernach durch Feld und Wald. Oder die Männer gingen ins Wirtshaus, besonders von den Höfen und Weilern. Mein Vater erzählte, wie er als junger Bursche regelmässig am Sonntagnachmittag ins Wirtshaus pilgerte, zwei Becher Bier trank und einen Stumpen rauchte, dies kostete 30 Rappen. Die Frauen gingen zum Einkaufen, weil die Läden am Sonntagnachmittag geöffnet waren.

Weil unser Vater ein begeisterter Naturfreund und guter Fussgänger war, machte er mit uns älteren Buben am Sonntag gerne einen Ausflug. So marschierten wir einmal auf die Küssaburg. In Rekingen brachte uns die Fähre über den Rhein. Ein anderes Mal ging es über die Lägern nach Baden. Oder auch in den Schwarzwald nach St. Blasien: zuerst ein Stück mit dem Fuhrwerk, dann in Koblenz mit der Wagenfähre über den Rhein, denn damals bestand nur die Eisenbahnbrücke als feste Verbindung.

Wenn es Schnee hatte, wurde auf den Dorfstrassen eifrig geschüttelt, weil damals noch keine Autos und Töffli fuhren.



Politik um die Jahrhundertwende

In unserer Gemeinde gab es nur zwei Parteien, die Konservativen und die Freisinnigen, die sich manchmal auch heftig bekämpften. Dann kamen die Sozialdemokraten und um 1920 die heutige Volkspartei, damals die Bauern- und Bürgerpartei.

Da ist mir ein Wahlkampf noch in lebhafter Erinnerung, den ich als Schüler erlebte. Es war im Bezirk eine Bezirksrichterwahl fällig. Die Freisinnigen portierten den Tierarzt Dr. Moor von Zurzach und die Konservativen den Landwirt, Ziegeleibesitzer und Posthalter Pius Senn von Unterendingen. Es war eine heftige, umstrittene Wahl. Von Zurzach kamen sogar Reiter in die Weiler und Dörfer hinaus und warben für ‚ihren Mann‘. Gewählt wurde Pius Senn. Dieser war ziemlich gehbehindert und fuhr bei Bedarf jeweils mit Pferd und ‚Chaisli‘ nach Zurzach. –

Während die Freisinnigen den Namen ihrer Partei bis heute nicht änderten, nannten die Konservativen sich später Katholisch-Konservative Partei und heute Christlich-demokratische Volkspartei (CVP).

Kleider und Mode

Hier hat sich seit der Jahrhundertwende ein grosser Wandel vollzogen. Als kleine Buben trugen wir noch einige Jahre lang Röcke wie

die Mädchen. Diese reichten nicht nur bei den Mädchen, sondern auch bei den Frauen bis auf die Schuhe hinunter. Der Stoff für die Kleider wurde beim Tuchhändler gekauft, und zu Hause fertigte der Schneider für die grösseren Buben die Hosen an. Die Näherin bediente die Mädchen. Der Stoff für die Männer und Buben war grobfaserig: Halbleinen und Manchester. Die Frauen trugen besonders an Sonntagskleidern viele Spitzen. – Die Kopfbedeckung war schon grundverschieden von heute. Wir Buben trugen am Sonntag und am Werktag im Winter Pelzkappen, die sich ringsum an den Kopf anschmiegen. Im Sommer trugen Buben und Männer Stroh Hüte, aber im Stall und in der Scheune, vor allem im Winter, Zipfelmützen und breite Filzhüte. Ältere Frauen trugen sonntags, besonders für den Kirchgang, sogenannte Hauben, die jungen Töchter breite Stroh Hüte mit einem Kranz von Margeritenblumen. – Und hier muss ich gestehen, dass meine erste Liebe auch so einem holden Geschöpf mit einem Margeritenhut galt. Am Sonntag eine Frau ohne Hut in der Kirche, das war einfach undenkbar gewesen. Auch Männer trugen selbstverständlich Hüte.

Ernährung

Die Bauern waren ja ‚Selbstversorger‘. Was man ausser den Tierprodukten zur Nahrung brauchte, wurde selbst gepflanzt. Man hatte also Gemüse, Brot, Milch und Fleisch. Was im Dorflädeli gekauft wurde, waren Petrol, Tabak, auch Schnupftabak, dann Suppeneinlagen, Maggi, Tabioka Julienne und Fidcli-Nüdeli. Das Kleingeld war ja sehr rar. Man wundert sich heute, dass damals die Konfitüre und das Sterilisieren fast unbekannt waren, wohl deshalb, weil der Zucker und die Gläser für die mageren Geldbeutel fast unerschwinglich waren. So musste eben für den Winter viel gedörft werden: Birnen, Apfelschnitze, Zwetschgen, Kirschen etc. Zum Aufbewahren des Dörrobstes brauchte es den ‚Schnitztrog‘. Derselbe spielte in jedem Bauernhaus eine dominierende Rolle. Es war eine Truhe aus Holz mit massivem Deckel und Schloss, mindestens 2 Meter lang, 70 cm hoch und 1 Meter breit. Zum Transportieren ein schweres Ungetüm, das deshalb in einer Kammer seinen Platz hatte.

Es wurde auch in extra ‚Ständen‘ noch viel Sauerkraut eingemacht, ein Gemisch aus Weissrüben und Kabis.

Die meisten Bauern konnten sich zum Schlachten ein oder zwei Schweine leisten. Die Schinken und Speckseiten wurden in der Küche in einem sogenannten Rauchfang geräuchert. Wenige konnten sich eine extra Rauchkammer leisten. Ganz früher gab es offene Kamine, wo das Fleisch aufgehängt war. Auf alle Fälle waren die meisten Küchen vom Rauch geschwärzt.

Im Sommer und besonders im Heuet und in den Erntezeiten spielte das ‚Znüni‘ und ‚Zobig‘ auf dem Felde eine grosse Rolle. Und wie oft mussten wir Kinder die Rolle des Kellners übernehmen, indem wir eine geflochtene 3- oder 5-Liter Mostkanne und einen Henkelkorb mit Brot und Speck auf abgelegene Wiesen schleppen mussten. Glückliche, wenn in der Nähe ein Bächlein war, wo man das Getränk in die Kühle stellen konnte.

Zum Glück gab es damals noch die Quellen, Bächlein und Hecken, an denen wir Kinder im Frühling die ersten Schlüsselblumen pflücken und sie dann im Glas vor dem Stubenfenster aufstellen konnten.

O, glückliche Jugendzeit. Sie brachte uns viel fürs Herz und Gemüt, vielleicht mehr als Töfflifahren und Fernsehen heute.

Wer weiss noch von Matzen und Siggen?

Hans Birchmeier, 1898, Loohof, Endingen, berichtet.

Die Endinger Juden zu meiner Jugendzeit

Zu meiner Schulzeit (1906-1914) wohnten in Endingen noch einige Dutzend jüdische Familien. Die dominierenden Geschlechter waren Wyler, Bloch, Dreifuss. Es waren Viehhändler, oder sie besaßen einen Tuchladen oder Spezereiläden.

Da gab es noch den Endinger Viehmarkt. Derselbe befand sich in der Marktgasse vor dem Restaurant ‚Surbtal‘. In den Platz wurden Eisenpfähle cingerammt, die oben einen grossen Ring hatten, wo die Anbindstangen durchgezogen wurden. Hier führten dann die Viehhändler ihre Tiere vor, und die Bauern konnten sich bedienen.

Wenn ich mich nicht irre, fand der letzte Markt an einem Fasnacht-Montag im Jahre 1908 statt, als ich die dritte Schulklasse besuchte. Der Name Marktgasse aber ist geblieben. Als die neue Surbtalstrasse gebaut wurde, – 1952 – wollte die Gemeinde den Namen abändern auf Surbtalstrasse. Doch die Anwohner setzten sich zur Wehr, und so blieb der historische Name Marktgassc erhalten.

Die Viehhändler

Zu meiner Schulzeit waren etwa sieben oder acht jüdische Viehhändler in unserem Dorf. An der Weidgasse wohnten die Wyler, man nannte sie im Volksmund ‚Schwyzerlis‘. Drei Brüder in zwei verschiedenen Häusern, doch die Stallung und Scheune hatten sie miteinander. An der Hirschengasse wohnte Louis Dreifuss, die Stallung hatte er in Döttlingen. Auch Lehman Bloch wohnte in der Hirschengasse. Das war der Vater von Marta Bloch, die heute im Altersheim in Lengnau lebt und bereits 96 Jahre alt ist. Dann im Winkel droben waren die Gebrüder Bloch, die einen schwungvollen Handel betrieben.

Diese Viehhändler wurden von Bauern aufgesucht oder umgekehrt. Aber ein Grossteil des Handels spielte sich auf den umliegenden Märkten in Brugg, Baden, Leuggern oder Dielsdorf ab. Dafür wurde das Vieh auf der Strasse getrieben, vielleicht das vorderste Stück am Strick geführt. Da gab es noch keine Autos oder Töff. Und manch junger Bauernsohn wurde da als Helfer angestellt und konnte so einige Franken verdienen. Es war keine leichte Arbeit. Je nach Jahreszeit war in aller Frühe Abmarsch noch bei Dunkelheit, und wenn nicht alles verkauft wurde, gab es am Abend wieder einen beschwerlichen Heimweg. Doch

alle diese Romantik verschwand mit den Jahren. Als letzter Viehhändler betrieb Sigmund Bloch, der Vater der jetzigen Familie Max und Jules Bloch, diesen Beruf. Mit dem Velo fuhr er zu den Bauern in der ganzen Gegend. Er betrieb nebenbei noch etwas Landwirtschaft. Doch dann kamen die Jahre, wo es gesundheitlich nicht mehr möglich wurde, und heute befindet er sich in sorgender Pflege im Altersheim in Lengnau.

Gebräuche

Der Sabbath (Samstag) wird bei den Juden hoch in Ehren gehalten. Am Morgengottesdienst in der Synagoge waren nur die Männer beteiligt, während die Frauen auf der Empore sassen. – Keine Arbeit. – In der Schule mussten die jüdischen Schüler keine schriftlichen Arbeiten machen.

Pessach (Ostern)

Ungefähr gleichzeitig mit dem christlichen Osterfest feiern die Juden Pessach, das Fest der Befreiung der Israeliten aus der ägyptischen Sklaverei, die etwa 1'400 Jahre vor Christi Geburt stattfand. Im jüdischen Gottesdienst und in den familiären Pessach-Feiern (Seder-Abend) wird Wert darauf gelegt, dass die Befreiung aus der Knechtschaft Ägyptens nicht einfach nur vor mehr als 3'000 Jahren stattgefunden hat, sondern sich heute in jedem Juden und in der ganzen jüdischen Gemeinschaft neu ereignen soll. Gegessen werden an Pessach die ‚Matzen‘, ungesäuertes Brot. Weil wir Kinder diese auch gern assen, brachten wir den jüdischen Familien, weil es die Jahreszeit gerade möglich machte, feine duftende Veilchen, die wir an ganz bestimmten Wegrändern fanden, und wir bekamen dafür diese Matzen.

Sukkot (Laubhüttenfest)

Dies ist ein Erntedankfest, an welchem die Juden auch um Regen bitten. In dieser Zeit gedenkt man auch der vierzigjährigen Wüstenwanderung des Volkes Israel. Dies ist die Begründung für den Bau der Laubhütten, in welchen während der Sukkot-Tage bei günstigem Wetter gebetet, gegessen und geschlafen wird. Bei fast jeder jüdischen Wohnung in Endingen wurde im Hinterhof für acht Tage eine Hütte aufgestellt. Diese Hütten wurden mit frischen Buchenzweigen geschmückt und man nannte sie im Volksmund ‚Siggen‘ (eine dörfliche Gepflogenheit). Die Bezeichnung ‚Siggen‘ ist in unserem Dorf im Volksmund heute noch gebräuchlich für unscheinbare oder abbruchreife, baufällige Gebäulichkeiten.

Der letzte jüdische Kantor

Sein Name war Schnitzer. Er war ein Ausländer und bediente sich der Schriftsprache. Auch seine Frau kam aus dem Ausland. Es war eine flotte Familie. Sie hatten einen Sohn und mehrere Töchter. Der Sohn wurde später in Zürich in der Dermatologie Chefarzt (Prof. Dr. Abel Schnitzer). Ausser seiner Tätigkeit in der jüdischen Gemeinde als Prediger, Gottesdienstgestalter und Religionslehrer, besorgte der Kantor für die Familie auch die Einkäufe von Geflügel und Eiern. Wir Jungen hatten Freude an seinem Kommen und an seiner Schriftsprache, und wir amüsierten uns, weil er den Preis immer etwas tief ansetzen wollte.

Der Ausklang

Dann kam die Zeit zwischen dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, wo die jüdischen Familien rapid abnahmen. Die Älteren starben, und die Jungen zogen in die Städte. Als Viehhändler und Tuchhändler hatten sie im Surbtal kein Auskommen mehr infolge einer fehlenden Surbtalbahn und der noch fehlenden Autos. So wurde der Beruf des Viehhändlers immer schwieriger.

Lemon Bloch in der Hirschengasse war der letzte Gemeinderat, der der jüdischen Kultusgemeinde zugestanden wurde. Das war in den Dreissigerjahren. Louis Dreifuss war noch etwas länger in der Steuerkommission, wo mein Bruder Präsident war.

Und weil es nicht mehr zehn männliche Teilnehmer waren, konnte am Sabbath in der Synagoge auch kein Gottesdienst mehr abgehalten werden. Die Familie Sigmund Bloch, Viehhändler im Winkel, war schliesslich noch die einzige jüdische Familie im Dorf. Am Samstag besuchte er jeweils mit seinen beiden Söhnen zu Fuss auf der alten Surbtalstrasse den Gottesdienst in Lengnau, was wir vom Loohof aus stets mit Hochachtung wahrnahmen.

Heute

Die beiden Söhne Julius und Max Bloch hatten eine Banklehre gemacht und sind heute in Zürich im Bankfach tätig. Sie haben zwei jüdische Schwestern aus Belfort geheiratet. Vor etlichen Jahren haben sie das elterliche Gebäude, respektive die Scheune und den Stall zu einem feinen Wohnhaus umgebaut. Sie haben sich bei den Christen gut integriert und sind geachtete Familien. Jules Bloch ist Mitglied der Steuerkommission und Max Bloch findet man in der Schulpflege. Im Elternhaus wohnt noch ihre Mutter und eine ledige Schwester, die auswärts der Arbeit nachgeht. Die Mutter fährt alle Tage mit dem Postauto nach Lengnau und

besucht dort ihren lieben Gatten, der schon seit etlichen Jahren im dortigen Alters- und Pflegeheim ist.

Die Söhne nehmen sich die Gestaltung und Pflege der Synagoge sehr zu Herzen. Bei der Aussenrenovation der Synagoge, die letztes Jahr mit einer Einweihung abgeschlossen wurde, waren sie am Zustandekommen der Renovation an vorderster Front in Aktion. Dazu kommt auch noch administrative Arbeit um den israelitischen Friedhof zwischen Lengnau und Endingen.

Ein schöner Brauch herrscht noch heute: so hatte man, als vor etlichen Jahren der Nachbar Max Bächli starb, der als Christ den israelitischen Friedhof betreut hatte und auch Totengräber gewesen war, in Israel an einem bestimmten Ort zu dessen Andenken drei Bäume gepflanzt. Die Arbeit im israelitischen Friedhof hatte schon Vater Bächli geleistet und wird von der Familie Bächli weitergeführt, denn jetzt betreut ihn der Bruder und dessen junger Sohn.

Das Haus mit zwei Türen?

Eigentlich eine kluge Frage, gibt es doch viele Häuser mit mehreren Türen, respektive Hauseingängen. Aber in Endingen – dem ehemaligen Judendorf – hat das doch seine spezielle Bedeutung.



Es gab eine Zeitspanne, in der in Endingen mehr Juden lebten als Christen. Heute greift man sich an den Kopf und fragt sich: Ja, wie ist das möglich? Wo doch all die Aussenviertel fehlten. Aber in der Hochblüte des Judentums bis 1850, in der Zeit des Synagogenbaus, entstanden ganze Strassenzüge mit jüdischer Bevölkerung: Weidgasse, Hinterstieg, Marktgasse, Unterer Winkel und zum Teil die Rankstrasse, etc. Und da gab es eben Häuser, die sich Juden und Christen teilten. Und weil die Juden einen separaten Eingang wollten, erschienen eben die zwei Türen, respektive Hauseingänge direkt nebeneinander. Doch mit dem Rückgang der jüdischen Bevölkerung und den vielen baufällig gewordenen Gebäuden, mit den Neu- und Umbauten, verschwanden dann mit der Zeit diese zwei Türen. Restaurant ‚Surbtal‘ und das Haus ‚Schindelholz‘ beim ‚Rössli‘ zählten noch zu den letzten.

Und nun steht noch das Haus Nr. 2 (ehemals Familie Steigmeier) an der Würenlingerstrasse, das vor dem Abbruch steht, weil es die Gemeinde erworben hat und dort das Gemeinde-Zentrum entstehen soll. Dieses Gebäude zählt zu meinen Jugenderinnerungen, wohnte doch dort die Schwester meiner lieben Mutter, und wir feierten jeden Heiligen Abend dort, bevor wir uns dann um 12 Uhr nach Unterendingen zur Christmette begaben.

Schlussbemerkung

Ohne die Judengeschichte, von der die wunderbare Synagoge (unter kantonalem und eidgenössischem Denkmalschutz) als eine der letzten Zeugen mitten im Dorf steht, wäre Endingen nie ein so bekanntes Dorf geworden. Man würde wohl kaum irgendwo sonst von Endingen sprechen.

Joseph Betschmann ist 1913 in Kaiserstuhl geboren worden. Im Städtchen wuchs der Sohn eines Kleinbauern auch auf. Er arbeitete als kaufmännischer Angestellter bis zu seiner Pensionierung in Zurzach. Seither verbringt er im heimeligen Altersheim von Kaiserstuhl einen beschaulichen Lebensabend.

Das Abenteuer mit dem Räbenwagen

Jugendstreich und Erinnerung eines Kaiserstuhlers an das Sticken, Klöppeln und Strohflechten im Städtchen

Ich bin in Kaiserstuhl geboren und aufgewachsen. Mit einem jüngeren Bruder und den Eltern erlebte ich meine frühe Jugend in den genügsamen Verhältnissen eines Kleinbauern, deren es im Städtchen noch mehrere gab. Unser Haus stand an der Hauptgasse etwa 50 Meter unterhalb des Turmes. Neben der Haustüre hatte es ein Scheunentor. Mit dieser Einfahrt ist in meiner Erinnerung ein Erlebnis der Kindheit verbunden. Was damals geschah, erfüllte mich später immer noch mit Schrecken.

Wir hatten damals einen Acker im Fisibacher Feld mit Räben (weissen Rüben) bepflanzt. An einem Novembertag wurde dort ein Wagen beladen und mit den Kühen heimgeführt. Der alte Leiterwagen war vorher in einen Bennenwagen umgebaut worden, damit die gereinigten und vom Kraut befreiten Räben nicht auf dem Weg verloren gingen. Wir fuhren also dann am Turm vorbei. Dort begann das Gefälle, das gegen unser Haus noch recht zunahm. Der Vater bremste den Wagen, indem er an der ‚Mechanik‘ am Vorderwagen kräftig zudrehte. Er hielt ohne zu wenden vor dem Scheunentor an. Die Kühe wurden in den Stall gebracht und das Fuder abgeladen. Als fünfjähriger Knirps hantierte ich dann an der Kurbel der Bremse, bis sie locker wurde. Der Wagen setzte sich in Bewegung und fuhr durchs Städtchen hinunter. Beim Kronenbrunnen, wo eine Nebenstrasse nach links führt, nahm er glücklicherweise diese 25 Fahrtrichtung an und kam bald zum Stillstand. Wie hätte doch ein Zu-

sammenstoss Leute, vor allem Kinder, erheblich verletzen können oder grossen Sachschaden verursacht.

Meine Schulzeit verbrachte ich vorab in der achtklassigen Gesamtschule bei Lehrer Villiger und während vier Jahren in der Bezirksschule unter den Hauptlehrern Brännich und Dr. Schib. In der vierten Klasse war ich der einzige Schüler. In der ständigen Gemeinschaft mit etwa 20 Drittklässlern wurde mir doch recht gut das besondere Pensum vermittelt.

Nach dem Schulaustritt wurde ich kaufmännischer Lehrling bei der Firma Zuberbühler in Zurzach. Leider war ich nach der Lehre stellenlos, bis ich nach zwei Jahren als kaufmännischer Angestellter bei der damaligen Firma Spiesshofer & Braun in Zurzach (heute Triumph International) engagiert wurde.

Wie war Kaiserstuhl zu meiner Jugendzeit? Neben etlichen Kleinbauern und Handwerkern gab es eine grössere Stickerei des appenzellischen Fabrikanten Zuberbühler in einem recht geräumigen Fabrikssaal. Auch in verschiedenen Privathäusern wurden Sticklokale eingerichtet. Als Heimindustrie brachte auch das Strohhutflechten ein wenig Verdienst. Für jeden geflochtenen Hut erhielten die Leute einen Franken. Die besten Flechter brachten pro Tag wohl höchstens zwei Flüte fertig, die dann nach Lengnau gebracht werden mussten. Sie wurden später vielleicht im tropischen Südamerika getragen. Später wurde eine Klöppelspitzerei im ‚Marschallhaus‘ heimisch.

Als Nachfolgerin mietete die Firma Spiesshofer & Braun sich dort für einige Jahre ein. Alle Industriebetriebe sind bald wieder verschwunden mit Ausnahme der kleinen Stuhl- und Tischfabrik Kern. Von den ehemaligen fünf Gasthäusern haben auch drei den Betrieb eingestellt, nämlich das ‚Amtshaus‘, die ‚Schmiede‘ und die ‚Krone‘. Geblieben sind die ‚Alte Post‘ und das ‚Kreuz‘. In den letzten Jahrzehnten wurden bei uns viele alte Häuser umgebaut oder renoviert. Zwei Wohnblöcke, das Schulhaus und einige andere Neubauten wurden, etwas abgetrennt vom alten Städtchen, errichtet.

Kaiserstuhl ist heute als Ausflugsziel, aber auch als Wohnort, sehr beliebt.



Berta Willi-Willi wurde 1917 im romantischen Wattwilerhof geboren. Dort ist sie auch aufgewachsen. Die Gattin eines Mechanikers bei Bucher-Guyer hat Erziehung und Haushalt in der schliesslich zehnköpfigen Familie während der Kriegs- und Nachkriegsjahre gut gemeistert.

Dreimal jährlich grosse Wäsche

Jugendzeit auf dem Wattwilerhof hei Siglistorf

Am 22. Juli 1917 wurde ich auf dem abgelegenen Wattwilerhof geboren. Dort wuchs ich mit einem Bruder, zwei Schwestern, einem Cousin und einer Cousine auf. Unsere Väter waren zwei Brüder, die mit ihren Familien in einem gemeinsamen Haushalt lebten. Dazu gehörten noch die Grossmutter, eine Schwester des Vaters und ihr Sohn Hans. So bildeten wir eine wirkliche Grossfamilie, zu der mit weiteren Helfern 14 bis 16 Personen gehörten.

Unser Hof umfasste 17 Hektaren offene Flur und 10 Hektaren Wald. Die Viehhabe bestand aus etwa zehn Kühen, 15 Kälbern und Rindern, zwei Pferden, vier Schweinen, dreissig Hühnern, einer Unmenge Katzen und dem Berner Sennenhund. Die beiden Mütter teilten die Arbeit auf; die eine besorgte den Küchendienst und die Kleinwäsche, die andere arbeitete auf dem Feld mit. Jede Woche wurde gewechselt. Am Freitag wurde jeweils gebacken: 1 8 Brote gab's und recht schmackhafte Wähen zum Mittagessen.

Dreimal im Jahr gab es eine Grosswäsche. Eine Wäscherin wurde beigezogen, um dem grossen Wäscheberg Meister zu werden. Über 100 Leintücher und Bettanzüge füllten drei riesengrosse hölzerne Wäscheständen; drei Tage wurde von Hand fleissig gewaschen. Der ganze Baumgarten war während dieser Zeit mit flatternder Wäsche behangen.

Für Karfreitag und Ostern nahmen wir in Siglistorf Bestellungen auf für Meerfische. Wir bezogen sie von der Wesermünde; in grossen

Weidenkörben mit Eis verpackt erhielten wir sie per Bahn. Dann mussten wir die bestellten Portionen abwägen und nachher im Dorf austragen.

Im Frühling, wenn die Bäume Blätter trieben und die Stämme richtig im Saft waren, wurden junge Eichen gefällt. Mit kräftigen Holzspachteln wurde die Rinde abgelöst, zu meterlangen Stücken geschnitten und dann getrocknet. Später wurden sie zu Wellen gebunden und zur Bearbeitung von Viehhäuten in eine Gerberei verkauft. Gelegentlich schickten wir Häute von auf dem Hof geschlachteten Kühen in die Gerberei; nach einem Jahr konnten wir dann ein riesiges Stück Rindsleder erwarten. – Der Schuhmacher kam auf die Stör und flickte unsere strapazierten Schuhe, indem er mit unserem Selbstversorger-Leder neue Sohlen, Kappen u.a. einsetzte. In Zusammenarbeit mit einem Kollegen, der die Schäftenäherei gut beherrschte, machte unser ‚Schueni‘ aber auch ganz neue Schuhe.

Im Herbst wurde Kabis eingeschnitten, der mit Salz in einer Stange eingeschichtet, mit Tuch und Brett bedeckt und beschwert, – zum Sauerkraut heranreifte. Unser Vieh konnte ausgiebig Weidebetrieb erleben; vor allem im Herbst mussten wir Hütedienst leisten. Dabei konnten wir aus dem Wald dürres Holz holen, ein Feuer entzünden und dann Äpfel und Kartoffeln braten, diese mundeten einfach herrlich.



Wattwiler Hof



Beim Eichenschälen.

Im Laufe des Winters wurden die Schweine geschlachtet, aber auch ein zugekauftes Pferd oder deren zwei. Viel Pferdefleisch verkauften wir in den umliegenden Gemeinden, den Rest verarbeiteten wir mit Rind- und Schweinefleisch zu besonders guten Rauchwürsten. Viele Bauern der Umgebung schätzten die Mischung zwischen Pferdefleisch mit dem fetten Schweinefleisch auch sehr und übernahmen daher gerne grosse Posten.

Unsere Nachbarsfamilie

wohnte nur etwa 50 Meter von uns entfernt. Eine alte Linde und zwei riesige Platanen standen im Hof. Die Familie Suter hatte 16 Kinder; sie waren aber älter als wir. Ein Sohn war in Lausanne verheiratet und hatte Kinder in unserer Altersstufe. Sie kamen alle Jahre zu den Grosseltern in die Ferien. So bekamen wir für ein paar Wochen gleichaltrige Spielkameraden. Da war natürlich immer etwas los. Aus Spass wollten sie uns das Französische beibringen, was uns natürlich ‚spanisch‘ vorkam. Die beiden Nachbarsfamilien halfen sich immer wieder gegenseitig aus. Sie waren selbstverständlich sehr stark aufeinander angewiesen.

Maul- und Klauenseuche!

Ein schwarzer Tag im Sommer des Jahres 1928 kam, als wir erfahren mussten, dass im Stall die Maul- und Klauenseuche ausgebro-

chen war. Im Maul der Tiere bildeten sich Blasen, demzufolge konnten sie keine feste Nahrung mehr aufnehmen. Man musste ihnen aus gemahlenem Getreide und Wasser eine Tränke zubereiten, die sie dann schlabbern konnten. Die Milchleistung fiel stark zurück, analog das Gewicht. Die trächtigen Kühe verwarfen, d.h. sie verloren die Kälber als Frühgeburten. Mein opferbereiter Cousin Hans übernahm die intensive Pflege der Tiere. Er quartierte sich im Stall ein, um einer Verschleppung vorzubeugen.

Wenn wir nahe am Nachbarshaus vorbei aufs Feld gehen mussten, stand ein Gefäss mit desinfizierender Lösung bereit, wo wir die Schuhsohlen oder unsere nackten Füsse eintauchten. Die Post durfte nicht zu uns kommen, ein spezieller Kurier brachte sie. Die abgehende Post wurde desinfiziert. Wir Kinder durften während einiger Zeit die Schule nicht besuchen. Dank der guten Vorsorge blieben die Tiere des Nachbarn und jene in den umliegenden Gemeinden von der Seuche verschont.

Politische Zugehörigkeit, Pfarramt, Schule und Post

Meine Heimat befand sich im Kanton Zürich, etwa 500 Meter von der Aargaugrenze entfernt. Wir gehörten politisch zur Gemeinde Oberweningen ZH; von dort erhielten wir früher auch die Post. Im Jahre 1920 wurde zwischen den Kantonen Zürich und Aargau ein Abkommen getroffen, wonach wir die Post von Siglistorf AG zugestellt erhielten. Als Katholiken hätten wir zur Pfarrei Bülach ZH gehört. Da der Weg nach Bülach gar weit gewesen wäre und die Diasporapfarrei Dielsdorf mit Filiale Nidcrweningen noch nicht existierte, durften wir in Schneisingen AG den Religionsunterricht und den Gottesdienst besuchen. Die Gemeindeschule besuchten wir in Siglistorf AG und die Bezirksschule in Kaiserstuhl AG.

Unser Schulweg

beanspruchte eine halbe Stunde. Er führte zum grössten Teil durch den Wald. Er wurde zu Fuss zurückgelegt, da wir noch keine Velos besaßen.

Im Frühling, im Sommer und im Herbst gab es mancherlei Schönes, auch Seltenes, zu beobachten. Es war herrlich, wenn die ersten Frühlingsblumen und das zarte Grün der Bäume hervorsprossen. Es gab da viele Leberblümchen, Schlüssel- und Dotterblumen, Maiglöcklein, dann Waldmeister, Akelei, Johanniskraut, Königskerzen u.a. Als Sträucher fielen Seidelbast, schwarzer und roter Holunder, Wacholder und Stechpalmen uns auf. Herrlich empfanden wir das Barfusslaufen auf dem seidengrünen feuchten Moos. Gelegentlich hörten wir zwischen vielerlei Vogelgesang den Ruf des Kuckucks, das Warnen des Eichelhäfers, das

Heulen eines Fuchses oder das Röhren eines Rehbockes. Im Sommer fanden wir viele Beeren und Pilze.

Im Winter war's oft weniger lustig. Zeitweise mussten wir durch knietiefen Schnee waten und erlebten Kälte von unter minus 20 Grad. Hin und wieder begegneten wir sogar einem Rudel Wildschweine. Hungrige Rehe und Hasen suchten nach Futter.

So brachten uns die Schuljahre viele eindrückliche Erlebnisse, die ich mit dem heutigen Komfort nicht tauschen möchte.

Im April 1936 ging ich das erste Mal von zu Hause fort. In Bulach, im Restaurant Kreuz, trat ich eine Stelle als Küchenmädchen an. Neben dem Wirtepaar war da noch eine Scrvicrtochter, ein Zimmermädchen und ein Stallbursche. Es wurde noch eine kleine Landwirtschaft betrieben und ein grosser Garten gepflegt. Es gab Arbeit in Hülle und Fülle. Hin und wieder musste ich im Service aushelfen, wo es recht lustig zugehen konnte.

Freuden und Leiden einer jungen Mutter

Im Jahr 1939 heiratete ich in der Wallfahrtskirche Egg meinen Schulkameraden Josef Willi aus Siglistorf. In Schneisingen bezogen wir unser Heim. Mein Mann arbeitete in der Maschinenfabrik Bucher-Guyer in Niedcrweningen. Es brach der zweite Weltkrieg aus. Wir mussten mit den Lebensmittelrationen und dem Geld recht haushälterisch umgehen. Bis zum Jahre 1945 wurden uns fünf Kinder geschenkt. Dadurch wurde unser Heim in Schneisingen zu eng. Im Herbst 1946 konnten wir glücklicherweise in Siglistorf ein älteres Bauernhaus kaufen, das wir nach und nach gründlich ausbauen mussten. Es gehörte ein Garten und etwas Wiesland dazu.

In den folgenden Jahren erhielten wir noch drei weitere Kinder, wir hatten damit vier Knaben und vier Mädchen. Ein Sohn wurde uns leider im Alter von 35 Jahren durch einen Unglücksfall entrissen.

Als Frau des Gemeindeammanns

Im Jahre 1958 wurde mein Mann zum Vizeammann gewählt. Dieses Amt versah er bis 1963. Es folgte eine Ruhepause bis 1973. Dann wurde er zum Gemeindeammann gewählt. Die Wahl wurde von Freunden mit dem Aufstellen einer zwölf Meter hohen, mit farbigen Bändern geschmückten Tanne vor unserem Haus gefeiert.

Während seiner Amtszeit wurden wichtige Projekte ausgeführt; 1980 entstand der Neubau der Mehrzweckhalle mit Turnhalle, Kindergarten, Feuerwehrmagazin und die Zivilschutzanlage für die Bevölkerung in gefährvollen Zeiten, – die uns erspart bleiben mögen. Josef war auch verantwortlich für die neue Überbauung Büntli mit zwölf Einfamilienhäusern.

Das Amt des Ammanns hatte er bis zu seiner Pensionierung Ende 1985 inne. Für seine treuen Dienste erhielt er als Dank von der Gemeinde Reisegutscheine, die ihm und mir noch einige gemütliche Reisen ermöglicht hätten. Leider waren uns diese gemeinsamen Freuden nicht mehr vergönnt, weil er unerwartet im Januar 1986 an einem Herzversagen starb.

Das Wachstum des Dorfes, das er wesentlich fördern wollte, ohne dabei gesundes Mass zu überschreiten, hat neue Bevölkerung als Ergänzung der heimischen Gemeinschaft gebracht.

Ein friedliches und freudvolles Zusammenleben mag sich zwischen Flue, Schüliberg und Belchen stets weiter entwickeln!



Helene Spuhler-Moor wurde 1915 in Wislikofen geboren. Dort hat sie nach den Jugendjahren als Frau und Mutter von acht Kindern ein sehr grosses Arbeitspensum gemeistert. Sie tat dies in Liebe und Treue gegenüber Gott und den Mitmenschen. Seit 1962 wohnt sie mit ihrer Familie in Mellikon.

Als Drescher und Glaser auf der Stör

Jugend- und Lebenserinnerungen aus Wislikofen und Mellikon

Am 16. Januar 1915 wurde ich als sechstes Kind von Emil und Karolina Moor-Willi unter dem Goldenhühl über dem Dorf Wislikofen geboren. Der Vater war Schreiner und besass noch ein kleines Bauerngut. Nachdem noch die Schwester Käthi geboren wurde, hatte unsere Familie sieben Kinder. Wir lernten schon in der frühen Jugend mitarbeiten in Haus und Stall sowie auf dem Feld.

Mit der Dreschmaschine

Als besondere Erinnerung ist mir geblieben, wie der Vater in den Wintermonaten mit unserer Dreschmaschine zu vielen Bauern der Umgebung dreschen ging. Mit einem Gespann von Böbikon wurde die Maschine auf einem starken, schweren Wagen mit grossen Eisenrädern an die Arbeitsplätze geführt. Ein alter Benzinmotor, verbunden mit einem mächtigen Schwungrad, lieferte die Energie für den Betrieb. Damals war das elektrische Licht meistens installiert, aber Elektromotoren fehlten noch.

Der Glaser

Als ich acht Jahre alt war, durfte ich den Vater einst begleiten in den Rütihof bei Böbikon. Am Rücken trug er ein Räf mit vielen zuge-

schnittenen Glasscheiben, die er bei verschiedenen Häusern in die Fenster einsetzte. In einem Haus legte die Frau mir zwei Kopfhörer an. – Wunderbare Musik erklang. – Zum ersten Mal konnte ich Radio hören. Ich empfand es als ein Wunder.

Heidelbeeren

Die Eltern besaßen nie viel Geld; immer musste gespart werden. Sie arbeiteten sehr eifrig und sorgten gut für die grosse Familie. Die liebe Mutter verstand es gelegentlich einen Zustupf zu geben, indem wir z. B. Heidelbeeren suchten. Jedes Kind half ihr mit einem umgebundenen Krattli, sodass wir den grossen Korb am Abend voll schöner Beeren heimtragen konnten. Für ein Kilogramm Beeren lösten wir 80 Rappen. Mit diesem Nebenverdienst wurden Schuhe und Stoff für Schürzen gekauft, vielleicht auch noch Wolle, womit wir Socken und Strümpfe stricken konnten.

Aus der Schulzeit

Als Erstklässlerin durfte ich eine Schulareise erleben. Wir fuhren nach Schaffhausen. Es war wohl meine erste Bahnfahrt. Wir bewunderten den Rheinfluss mit dem vielen Wasser, das über die Felsen herunter donnerte. Nachher beeindruckte uns der Murt besonders.

Im Januar 1926, als wir uns auf die Erstkommunion vorbereiteten, starb unser Pfarrer, H.H. Schleuniger. Pater Kröner amtierte als tüchtiger Pfarrverweser. Er lehrte uns vor allem auch singen, indem er uns aufmunterte, froh und ohne Angst zu singen. Wenn es einmal einen falschen Ton gebe, sei es besser als keinen. Beim Lehrer spürten wir dagegen oft den Geigenbogen auf den Köpfen tanzen.

Der Weisse Sonntag, das Fest unserer ersten hl. Kommunion, war ein Tag voll Glück und Sonnenschein. Nach und nach half ich vermehrt bei der Arbeit im Stall. Ich melkte die Kühe, um die liebe Mutter zu entlasten. Sie hatte oft Venenentzündung und geschwollene Beine.

Am Ende der sechsten Klasse bestand ich die Aufnahmeprüfung an die Bezirksschule Kaiserstuhl. Damit wurde mein Schulweg recht lang. Um ein Viertel vor sechs Uhr verliess ich meistens das Haus und marschierte vorab nach Mellstorf, wo mich der Klassenkamerad Alois Rohner erwartete. Wir wanderten dann über den Belchen nach Fisibach und Kaiserstuhl, wo um sieben Uhr der Unterricht begann. Wir hatten noch kein Velo.

In der Fremde

Nach der Schulzeit konnte ich in Grenoble eine Stelle antreten, die mir Tante Ursula, welche dort wohnte, vermittelt hatte. Nach einem Jahr kehrte ich heim. Da fand ich schwierige Verhältnisse vor: In der Schreinerei gab es nur wenig Arbeit. Für mich war eine Lehrstelle kaum zu finden. Den Eltern hätte ich übrigens die Bezahlung des Lehrgeldes nicht zumuten können. Schliesslich fand ich eine Stelle in einem Töchterheim in Zürich, wo ich die Zimmer und Gänge reinigen, wischen und blochen musste. Der Monatslohn betrug 25 Franken. Beim Kauf eines schönen Mantels verbrauchte ich zwei Monatslöhne. Später übernahm ich für einen Sommer die Saisonstelle in der FTeiluftschule Uetliberg. Ich half in der Küche mit, um den Kindern ein gutes Essen zu bereiten. Sie hatten es nötig, denn sie kamen von armen oder geschiedenen Eltern.

Unsere junge Familie

Dann arbeitete ich wieder daheim. Anfangs 1936 fragte mich Ernst Spuhler, der nahe bei uns wohnte, ob ich ihren Haushalt besorgen würde, da seine Pflegemutter schwer krank war. Ich konnte die Frau nur noch kurze Zeit pflegen, dann starb sie. Bald bat mich Ernst seine Frau zu werden. Wir verlobten uns an Ostern und im August feierten wir Hochzeit. Neben der Arbeit im Haus und auf dem Feld wurde die Reinigung der Kirche noch meine Aufgabe, denn der Schwiegervater war noch Sigrüst. Das Waschen war eine sehr mühsame Arbeit. In der Uferböschung des Baches, der nahe an unserem Haus vorbeifloss, war ein Ofen gemauert mit einem gusseisernen Becken, das etwa sieben Leintücher fassen konnte. Mit einem ‚Schüefl‘ füllte ich vom gestauten Bach das Wasser ein, das mit dem Feuer darunter zum Kochen gebracht wurde. Bei Regenwetter war das Bachwasser schmutzig; dann musste ich das Wasser mit zwei Kesseln vom ziemlich weit entfernten Brunnen herantragen. Später erhielt ich einen tragbaren Waschherd mit Wasseranschluss. Waschküche und Waschmaschine hatten wir noch lange nicht.

Bald rückten bei uns die kleinen Erdenbürger an. Ein Satz meiner Mutter fiel mir immer wieder ein: ‚Keine werdende Mutter kann genug beten, dass ihr Kindlein sich glücklich entwickelte. Meine Eltern hatten mich gläubig und streng erzogen. Dieses Gut wollte ich gerne pflegen und weitergeben in guter Pflichterfüllung. Wenn es die Zeit erlaubte, fehlte ich nie im Sonntagsgottesdienst.‘

Am Karsamstag 1943 erhielten unsere fünf Buben ein Schwesterchen. Meine Fleimkehr mit der kleinen Ursula aus dem Spital erfolgte mit einer Kutsche, da die Autos wegen Benzinmangel ausfielen.

Dieses Jahr brachte uns auch drei Todesfälle. Im Januar starb mein lieber Vater, im Juli die Schwiegermutter und Ende Jahr der Pflegevater meines Mannes, nachdem er drei Jahre mit Beinleiden ans Bett gebunden war. Die Pflege der Kranken und der Kinder musste neben der Arbeit im Stall und auf dem Feld meistens von mir bewältigt werden, denn der Mann musste viel Aktivdienst leisten. Es kam dann Ida als zwölfjährige Pflegetochter zu uns. Sie konnte sich gut mit den Kindern abgeben. Diese lernten auch beizeiten: Geschirr abwaschen, Hühner füttern, in Stall und Feld mitarbeiten.

Viel Arbeit

Nach den Kriegsjahren hatten wir eine achtköpfige Kinder-schar, für deren Versorgung mit Kleidern u.a. das Geld nicht mehr ausreichen wollte. Es war die schwerste Zeit für mich. Ab 1948 übernahm mein Mann Schichtarbeit in der Sodafabrik. Trotz des harten Einsatzes in der dreiteiligen Schicht rund um die Uhr und einschliesslich Wochenende betrug der Lohn pro Monat weniger als 500 Franken. Meine Arbeitslast war nun auch sehr gross. Ich versäumte aber nicht, den Kindern bei den Schulaufgaben zu helfen und mit ihnen zu spielen und zu singen. Der Herrgott gab mir viele Geschenke, u.a. eine gute Gesundheit mit der Gabe wenig Schlafzeit zu benötigen, oft nur fünf Stunden.



Bauernhaus (Wohnhaus) von Familie Spuhler-Moor vor dem Bezug des neuen Einfamilienhauses in Mellikon.

Die Jungen fliegen aus

Nach und nach hatten unsere grossen Knaben die Schulzeit hinter sich und jeder erlernte jetzt einen Beruf. Sie verliessen das Haus jeweils kurz vor sechs Uhr. Georges fuhr mit einem Bus nach Niederweningen, Ludwig per Velo in die Sodafabrik, Roland per Bahn nach Winterthur, und Willi, der spätere Rennfahrer, radelte in die Maschinenfabrik Oerlikon. Meine Aufgabe war als zuverlässiger Wecker, Lieferant des Morgenessens und des Znü nibrotes zu wirken.

Nach einigen Jahren erlebten wir eine fast schockierende Woche als Roland in die Rekrutenschule einrückte und Georges und Ludwig an verschiedenen Orten auf ein Schiff gingen, um das Leben auf hoher See und in der weiten Welt kennen zu lernen. Wir freuten uns dann an ihren Briefen und beteten viel für sie. Ludwig gab nach neun Monaten und Georges nach drei Jahren die Seefahrt auf.

Unser neues Haus

Zu den freudvollsten Erlebnissen jener Zeit gehört eine Lourdes-Wallfahrt, dann die Hochzeit von Georges, drei Jahre später heirateten auch Ludwig und Roland. Am 27. Mai 1963 zogen wir ins neue Haus in Mellikon, das wir erbaut hatten, nachdem wir unser Heimetli in Wislikofen verkauft hatten. Es wurde ein doppelter Freudentag, indem wir an demselben Grosseltern wurden.

In Amerika

Anno 1965 trat die Tochter Theres eine Stelle in New York an. In den folgenden Jahren besuchte sie uns mehrmals. Schliesslich lud sie die Eltern zu sich nach Amerika ein. Sie zeigte uns viele Besonderheiten: den Grand Canyon, Arizona, Indianergebiete, Las Vegas und Los Angeles. Dem Meer entlang führte sie uns im Auto bis San Francisco. 1981 flogen wir zum zweiten Mal hinüber, diesmal nach Chicago. Oskar, der Schwiegersohn, holte uns ab und führte uns nach einer vierstündigen Fahrt in ihr schönes Haus in Mooresville. Wir durften mit Theres wiederum grosse Reisen erleben. So besuchten wir Florida wie auch Washington. Mit vielen schönen Erinnerungen konnten wir heimkehren.

Glück und Segen

Angstvolle Stunden sind uns aber auch nicht erspart geblieben. Das eine Mal war es eine Schwiegertochter, die nach einem gar grossen Blutverlust in Todesgefahr schwebte, das andere Mal unser Sohn Willi nach einem Autounfall. Ein Schädelbruch und andere Verletzungen lies-

sen fast alle Hoffnung schwinden. Mit unserem Gebet und der besonderen Fürbitte der hl. Verena erhofften wir Hilfe vom Herrgott. Zu unserer grossen Freude schenkte er in beiden Fällen bald die glückliche Genesung.

1986 feierten wir das grosse Fest der goldenen Hochzeit im Kreise der Grossfamilie, das heisst mit unseren Kindern, ihren Ehegatten, den Enkelkindern und unseren Geschwistern. In einem Gottesdienst in der Kirche Zurzach dankten wir dem Herrgott für alles, was er uns gegeben hat. Wir haben gemeinsam die Höhen und Tiefen erlebt und sind so glücklich wie am Hochzeitstag. Wir waren und sind immer für einander da und helfen uns gegenseitig.



Gottfried Spuhler wurde 1905 in Wislikofen geboren. Da sein Vater früh starb, musste er schon in jungen Jahren die Führung des elterlichen Landwirtschaftsbetriebes übernehmen. Er hatte in Gemeinde und Kirchgemeinde verschiedene Funktionen ausgeübt und kennt sein Dorf durch und durch.

Das Ende des Dorfwaschhauses und andere Münsterchen

Wislikofen in alter und in nicht allzu ferner Zeit

Im Jahre 1113 wurde den Benediktinermönchen in St. Blasien von den ‚Edeln von Waldhausen‘ die ‚Zelle‘ in Wislikofen mit viel Besitz in der Umgebung vermacht. Die Mönche bauten das Propsteigebäude mit der Kirche. Die schöne Anlage zeugt von den tüchtigen Meistern, die damals am Werk waren. Sie brachten Kultur ins Land und sorgten auch in kirchlicher Hinsicht für die Bewohner im Tal. Wälder wurden gerodet, damit Getreide und später Kartoffeln angepflanzt werden konnten. Eine Scheune und zwei Ställe wurden an das Propsteigebäude angebaut. Am nach Süden geneigten Hang wurde ein Rebberg angelegt. In Mellstorf war die grösste Trotte weit und breit. Im grossen gewölbten Propsteikeller wurde der Wein gelagert, der von den Bauern als Zehnten abgegeben werden musste. Am Bach muss einst die Klostermühle gestanden haben, als Bub habe ich jedenfalls noch Mauern davon gesehen. Heute ist nur noch ein Mühlstein beim Klosterbrunnen ein stiller Zeuge aus jener Zeit.

Bauern und Handwerker im Dorf

Nach und nach hat sich Wislikofen zum Bauerndorf entwickelt. Doch das Einkommen aus der Landwirtschaft blieb klein, sodass von den meist grossen Familien immer wieder Leute zum Auswandern gezwungen waren. Auch zwei Brüder meines Urgrossvaters sind im Jahre 1853, etwa 39 dreissigjährig, nach Amerika gezogen.

Im Dorf entstanden mehrere Handwerksbetriebe. So trieb schon früh am Tägerbach ein grosses Wasserrad die Säge. Ein Schmied zog Pferde Hufeisen auf und beschlug die Hufe der Kühe und Ochsen mit Eisenplatten. Ferner gab es im Dorf eine Wagnerei, eine Schreinerei und eine Metzgerei. Am Tägerbach stand das alte Dorfwaschhaus mit seinen zwei Guss-Kessi. Abwechslungsweise haben da die Frauen die Wäsche gewaschen. Weil das Waschhaus in einem sehr baufälligen Zustand war, haben wir Burschen in einer übermütigen Aktion abgerissen, was noch stehen geblieben war.

Arme und Reiche

Die Strassenverbindungen zum Dorf waren sehr schlecht. Als Ende des 19. Jahrhunderts ein neuer Pfarrer einzog, mussten die Bauern dessen Hausrat auf einem mit Ochsen bespannten Leiterwagen von Rümkon her über den Berg führen. Durch Fleiss und Sparsamkeit kamen einige Bauern zu Vermögen. Dazu ist mir ein besonderes Erlebnis in Erinnerung geblieben: Mitten im Dorf bewirtschafteten zwei ledig gebliebene Brüder zusammen mit ihrer Schwester ihren Bauernhof. Der ältere Bruder war als Rappenspalter bekannt. Als 1914 der Weltkrieg ausbrach, entstand eine grosse Aufregung in der Bevölkerung. Eines Morgens fand man den 70 Jahre alten Friedrich tot im Bett. Als beim Inventieren die Behördevertreter sein Schlafzimmer genau durchsuchten, fanden sie im Strohsack seiner Bettstatt einen ganzen Haufen Fünfliber. Zum Gaudium packten die Gemcinderäte die Silbermünzen in einen Kirschenkratten. Diesen brachten sie nach Zurzach auf die Sparkasse, wo das Geld bis zur Verteilung an die lachenden Erben deponiert wurde.

Arm dran waren in jener Zeit Bürger, die in der Fremde mittellos geworden waren. Sie wurden oft in ihren alten Tagen von der Polizei in die Fleimatgemeinde gebracht. Da mein Vater damals Ammann war, habe ich als Bub mehrmals erlebt, dass der Landjäger solche Männer in unsere Stube brachte. Die Gemeinde musste zuerst den Heimtransport bezahlen und die Leute dann bei einer Familie unterbringen. Auch in unserm Haus war während mehrerer Jahre ein alter Mann verkostgetet. Er erzählte mir manches Münsterchen. Er berichtete, wie er als armer Bub manchmal für andere Leute nach Baden posten gehen musste. So geschah es auch einmal an einem heissen Sommertag. Weil er Hunger und Durst litt, bettelte er an den Haustüren. Dabei erwischte ihn ein dicker Polizist und nahm ihn mit auf den Posten. Als der Gesetzeshüter den Uniformrock auszog, nutzte das schlaue Bürschchen den Augenblick zur Flucht. Der Polizist spurtete alsoogleich hintendrein und rief: ‚Hebede!‘ Die Leute aber lachten und schlugen sich auf die Seite des verduftenden Buben, der dann durch die Altstadt entkommen konnte.

Heidelbeeren im Studienland

Einst waren die Wislikofer Wälder voller Heidelbeerstauden. Während des Ersten Weltkrieges wurden die Beeren eifrig gesammelt und an Händler verkauft, die sie mit der Bahn nach Zürich spедиerten und dort auf den Markt brachten. Auch mein Vater trieb einen solchen Handel. Ich weiss noch, dass er für das Kilo zwei Franken bezahlte. Etwa vier Mal ist auch die Lehrerin mit uns Schülern zum Beerensammeln in den Wald gezogen. An einem Morgen pflückten wir bis zu 30 Kilogramm Heidelbeeren. Der Erlös reichte uns zu einer schönen Schulreise.

Im kleinen Schulhaus, das 1918 gebaut worden war, hatte Erl. Kull – ein kleines Persönchen – 46 Schüler zu unterrichten. Das war gewiss keine leichte Aufgabe. Natürlich waren wir Bauernbuben auch nicht grad die Brävsten. Wir freuten uns stets, wenn wir mit unsern Streichen die Lehrerin in Schwung bringen konnten; sie hatte aber stets zwei grosse Haselstecken hinter der Wandtafel. Bei Bedarf wurden sie auch verwendet. Sie verteilte Tatzten oder legte so einen armen Sünder über einen Stuhl und klopfte ihm das Hinterleder aus. Wir Bauernkinder hatten zum Lernen eigentlich wenig Zeit. Wir mussten überall auf dem Hof helfen. Und Schulferien gab's praktisch nur während der strengen Zeit der Heu- und Getreideernte.

Noch vieles wäre da zu erzählen von der Zeit, da die Näherin noch mit der Nähmaschine ins Bauernhaus auf die Stör kam. Und der Schuhmacher sass in der Stube und machte neue Schuhe oder flickte, was zerschlissen war. – Ja, es war eine einfache Jugendzeit – aber schön war sie trotzdem.



Lidia Knecht-Widmer wurde 1905 im ‚Löwen‘, dem heutigen ‚Leuehof‘ geboren. Die Schneisingerin besuchte die Wirteschule in Neuenburg und wurde später Mutter von sechs Kindern. 13 Jahre lang präsidierte sie den Mütterverein. Sie ist als Dorf-Poetin und -Chronistin bekannt.

Lehrer Tomas Suter und de Haseschnider

Zwei in Schneisingen, Siglistorf und Kaiserstuhl bekannte Originale und ihre Sprüche

Als sich der unvergessliche Dorfschulmeister Tomas Suter in den Schulstuben von Schneisingen um die Bildung der Jugend bemühte, war die Welt noch in Ordnung, wie man heute zu sagen pflegt. Tomas Suter mit seinem selbstgeschnitzten Haselrutenstock, dem grauen Bratenrock mit den zwei grossen Knöpfen am Rücken, an denen die Lausbuben so gut Löschblätter anhängen konnten, war eines der Originale. Er amtierte als Dorfschullehrer in Schneisingen von 1875 bis 1917. Dem Spruch, aufgehängt über der Schiefertafel im Schulzimmer ‚Mensch, ärgere dich nicht‘, hat er treu nachgelebt. Weil ihm der Gesang viel bedeutete und er darin ein wesentliches Bildungsziel sah, ging keine Schulstunde ohne Lied zu Ende. Jeden Freitag wurde mir der spezielle Auftrag zuteil: ‚Lidi, hol mir na für drei Batze Chäs im Leue!‘

Damals war die Luft noch giftfrei und frisch, wenn nicht gerade die noch reichlich vorhandenen Schnapsbrennereien ihren Duft ausbreiteten oder die fast überschäumenden Jauchegruben mit ihrem wenig angenehm duftenden Saft Forellentod im nahen Flünikerbach verursachten.

Der sangesfreudige Lehrer Suter, dessen Kanon in seinem ABCDEFG ergänzend hiess: ‚Lieber will ich Stöcke spalten, als noch länger Schule halten; Kinder ihr seid alle dumm, Maul und Ohren taub und stumm, drum will ich nicht mehr Schule halten, lieber nur noch

Stöcke Spaltern. Umso freudiger widmete er sich dem Kirchenchor und dem Männerchor, mit denen er im neu erbauten Schulhaus mit Gemein-
desaal (heute Gemeindehaus) die wohl erste Theateraufführung in Schnei-
singen inszenierte. Das gedruckte Programm begann so: theatralische
Aufführung der Theatergesellschaft Schneisingen, Sonntag, den 9. Febru-
ar 1899, nachmittags, und Dienstag, den 11. Februar, abends, im Gemein-
desaal des Schulhauses in Schneisingen. ‚Im Kantonement oder: Zweierlei
Tuch‘, Volks- und Militärbild in drei Akten von A. Huggenberger; Ein-
trittspreis 50 Rappen; der Saal ist geheizt.

Als Lehrer hat er dem Analphabetentum in Schneisingen den
totalen Garaus gemacht. Seine Schulprüfungen wurden so gelobt, dass
der begüterte Schneisinger Bürger Kilian Widmer eine Stiftung zugun-
sten der Schüler und zum Dank an die Lehrerschaft errichtete.



*Kirchenchor Schneisingen 1899: Oberste Reihe: Melchior Widmer, Josef Knecht, Sigrist, **Tomas Suter, Lehrer**, Helene Grosswiler, Lina Widmer, Hansjakoben, Knecht Verena, Sigristen. – 2. Reihe: Verena Widmer, E. Post, Rosina Widmer, Michels, Frl. Schuhmann, Lehrerin. Kilian Wenfinger, Luise Widmer, Gasse, Annemarie Wenfinger, Serafine Bräm. – j. Reihe: Lina Widmer, Michels, Lina Suter, Tochter des Lehrers Suter.*

Die fröhliche Episode mit dem Haseschnider von Siglistorf

Dieser brachte aus einer Bäckerei in Kaiserstuhl ein brezelförmiges Weissbrot, mit Salz und Kümmel bestreut, in seinem grün gestrichenen Zweiräderkarren als ‚Fastenwähen‘ zum Examen. Doch nie war er zur Stelle, wenn das Schlusslied verklungen war. Deshalb rannte ihm das ganze Rudel Kinder mit lautem Geschrei bis zum Schafbrünneli entgegen und foppte ihn: ‚Haseschnider, säg üs es Sprüchlib Das witzige Männchen, nie verlegen, begann: ‚Gani wit us, so han i wit hei, und iss i vil Chriesi, so machi vil Stei. Ich schoppes is Säckli, is Ofeloch au, dänn gid mir de Steisack no wärmer als d’Frau‘.

‚No eis, Haseschnider, no eis‘, bettelten die Kinder. ‚De Joggeli Buume schüttlet Pflume, will ich aber kei Joggeli bi, lan ich Pflume am Baum lo si. Ich danke, abegheie, nei herjeh, dä wo’s ueta häd, sclls au wieder abeneh‘.

Dieses Unikum von Haseschnider war der 1842 im Strohhaus bei der Mühle Siglistorf geborene Johannes Hauser. Das Fusswegli, das von der Mühle zum Schulhaus führte, wurde öfter von Hasen aus dem nahen Wald, die sich in Krautgärten verköstigten, besucht. Vater und Sohn übten sich im Schneiderhandwerk; die beiden Schneider und das Wegli wurden deshalb mit dem Namen ‚Haseschnider‘ ausgezeichnet. Siglistorf bekam 1838 sein erstes Schulhaus. In Johannes muss sich eine kaufmännische Ader gebildet haben. Denn er kam zu der Erkenntnis, dass man mit zwei Geissen und Hosenschneidern kaum ein grosser Herr werden wird. Er behauptete zwar, dass man an den von ihm geschneiderten Zwilchhosen auch die schlechtesten Zündhölzer am Hinterteil entzünden könne.

Da soll einmal Pfarrer Keller seine Hosen zur Reparatur gebracht haben, musste aber auf die Rückgabe acht Tage warten. Etwas enttäuscht soll der hochwürdige Herr gesagt haben: ‚Was würden meine Pfarrkinder sagen, wenn ich sie so lange im Stich liesse?‘ Antwort von Haseschnider: ‚Meine Stiche an Ihren Hosen halten dafür zusammen. Aber was machen Ihre Pfarrkinder?‘

Die erste Frau, die er heimführte, ist nach wenigen Jahren gestorben. Sie muss ihn ziemlich resolut regiert haben. Zum Trost sagte er sich öfter: ‚In Freude sind mir zäme cho, in Freude sind mir gscheide; de Herrgott hät sie zuenehm gnoh, sie wird ihm bald verleiden

Er hat dann später seine Regula geheiratet. Und da sie seine Geissen und das kleine Heimwesen gut betreute, wurde er Dorfbote,

kaufte sich den Zweiradkarren und fuhr zwei- bis dreimal wöchentlich nach Kaiserstuhl zum Einkauf für fast alle Dorfbewohner. Er richtete sich einen kleinen Laden ein, in dem man hauptsächlich Brot, Kaffee, Hörnli, Presshefe, Zuckerstücke, Petrol, Fliegenfänger, Stumpen, Mausfallen und Käfergift kaufen konnte. Als er einmal mit seiner Fuhre schweissgebadet auf der Belchenhöhe ankam, begegnete ihm der Gemeindeammann, ‚de gross Husen, der zu Haseschnider wohlwollend meinte: ‚Was plogisch di au so verrückt? Chauf der doch en Eselb Da meinte der Angesprochene: ‚Was choscht ächt eine, wo so gross esch wie Du?‘

Da Johannes auch mit dem lieben Gott im Frieden lebte, ging er oft mit seiner Frau zum Rosenkranz in die Margretenkapelle. Es regnete, und er nahm sie unter seinen Schirm. Während der Sigrist mit flehender Stimme die Litanei vorbetete, rief Frau Rägel in einer kurzen Pause hörbar: ‚Lueg, zu dim Schirm us chrücht en Schwobechäfer‘. Kleine Pause beim Sigristen, der Schnider aber ruft laut: ‚Bitte für uns!‘ Das war wochenlang Gespräch im Tägerbachtäli.

Zur Bezahlung seiner Einkäufe in Kaiserstuhl benützte er für die Silber- und Kupfermünzen die damals übliche ‚Saublatere‘. Als er deren Inhalt beim Bäcker einmal auf den Tisch leerte, war ein längst verfallener Zweifränkler dabei. Diese Münze zeigte auf einer Seite eine nackte, sitzende Frauengestalt und war auf Druck des katholischen Frauenbundes zurückgezogen worden. (Was diese Silbermünze heute wohl gelten würde?) Als ihn der Bäcker über den Sachverhalt aufklärte, meinte er voller Überzeugung: ‚Wo’n ich z’Siglistorf furt bin, isch si no gstande, aber uf em Belche obe isch das Lueder abghocket‘.

1882 ist sein Haus bei der Mühle abgebrannt und durch ein neues Haus mit Ziegeldach ersetzt worden. Da hat er sicher auch sein Ladensortiment erweitern können. Aber seinem grünen Karren ist er treu geblieben. Das Schicksal hat ihm nochmals zugesetzt; auch seine zweite Frau wurde ihm durch den Tod genommen. Der Pfarrer hat ihm mit tiefempfundene[n] Trostesworten zugesprochen und dann gefragt, was er jetzt machen wolle, wenn er allein sei. Seine treuherzige Antwort: (Solang de Herrgott nimmt, nimm i au; wenn me ime alte Wage es neus Rädli amacht und guet schmiert, läuft er scho wieder...‘; und bald hat er seine dritte Frau, die Berta, geheiratet.

Das Schulhaus von 1813 in Schneisingen war an die Antoniuskapelle angebaut. 1887 wurde ein neues Schulhaus gebaut. Im alten Schuelhüsli richtete Franz Xaver Rohner ein modernes Ladengeschäft ein. Da konnte der Haseschnider auch hier einkaufen und besonders von Rohners Grossrösterei den berühmten ‚Visitenkaffee‘ bis nach Kaiserstuhl bringen. Er soll damit ein lüsternes ‚Frauenkäfeli‘ ins Leben gerufen

haben. Sogar zum Kosmetiker ist er avanciert, als er den Dorfschönen von Siglistorf beibrachte, dass man mit dem Umschlag der roten Cichorienpäckli bleiche Backen schön rot färben könne.

Seine Geissen lieferten immer noch die kleinen runden Böhnli, die den sogenannten Barendreckzeltli verblüffend ähnlich waren. Nachtbuben, die es auch in Siglistorf gab, sammelten diese Böhnli, trockneten sie, füllten damit ein Presshefesäckli und schmuggelten es in seinen Laden. Aber Schnider kam dem Spuk auf die Spur. Er lud die Sünder mit freundlichstem Gesicht zu einem Kaffee in die Stube. Man liess sich von den fröhlichen Sprüchen des Gastgebers berieseln, bis die dreibeinige Kaffeekanne fast leer war. Mit Zucker und ‚Brenz‘ wurde nicht gespart. Als aber zu unterst in der Kanne noch eine tote Maus zum Vorschein kam, waren die Gäste schnell verduftet und wieder ein Sprüchlein geboren: ‚Die Narre händ mit eme Gipsei tütscht, aber de Schnider, dä händs nüd verwütscht‘.

Das Leben der beiden Schulboten, Tomas Suter und Johannes Hauser, genannt Haseschnider, war mit vielerlei Dingen ausgefüllt. Nur ein gutes Examenessen wurde ihnen nie zuteil. Dazu reichten die Moneten der Schulkasse damals nicht. Nur dem damals bekannten Schulinspektor, Pfarrer Schüepp, Tegerfelden, wurde ein bescheidenes Mahl offeriert. Er wünschte sich zum Essen einen halben Liter Birnenmost zu dreissig Rappen; der ‚Geissberger‘ war ihm zu sauer...

Die letzte Fahrt nach Schneisingen machte der liebe Haseschnider nicht mehr mit seinem Zweiradkarren. 1915 brachte ihn der Totenwagen, gezogen von einem schwarzen Pferd, auf den Friedhof bei der Kirche Schneisingen. Tomas Suter fand 1917 einen unerwarteten Tod, als er beim Kirschenpflücken vom Baum fiel.

Für heitere Christen und fröhliche Sänger hat Gott gewiss ein freies Plätzchen im Himmel; die beiden haben es verdient und werden es geniessen.

Das erste Telefon in Schneisingen

Es gab auch immer wieder Sensationen. So wurde im September 1909 in Schneisingen im ‚Löwen‘ das erste Telefon im Dorf eingerichtet. Die besten Kunden der neuen Einrichtung waren die Vieh- und Obsthändler. Wenn da so ein Telefon kam, dass in Niederweningen Mostbirnen eingeladen würden, musste die halbe Löwenmannschaft die eilige Botschaft im Berg und in allen Aussenhöfen kundtun. Die Taxe dafür betrug 10 Rappen.



Hans Ehrensperger wurde 1906 in Siglistorf geboren. Ab 1915 lebte er fast ständig in Waldhausen, wo er als naturverbundener Bauer meisterhaft wirkte. Daneben konnte er als Kursleiter und als Mitglied verschiedener Behörden eine wertvolle Tätigkeit entwickeln. Seit der Verpachtung seines Betriebes kann er im Rindl in Schneisingen den Lebensabend gestalten.

Von der Nänni, dem Hasischneider und dem Salzhuser

Erinnerungen aus meiner Kindheit in Siglistorf

Das Haus meiner Eltern, wo ich am 31. Januar 1906 geboren wurde, stand zwischen Bach und Bord in Siglistorf. Unsere Nachbarn und wir waren daher ‚die Nebetbächler‘. Mein Grossvater betreute als Lehrer schon 38 Jahre die oft bis 60 Schüler zählende achtklassige Schule im Dorf. Daneben musste er, wie die meisten seiner Berufskollegen, noch etwas Landwirtschaft betreiben, um mit der niedrigen Lehrerbesoldung eine Familie erhalten zu können.

Mein Vater Karl wollte Bauer werden und so wurde versucht, nach und nach etwas Land zuzukaufen. Die Mutter Berta war die Tochter des Pomologen Laube im Goldenbühl ob Wislikofen. Ihr Vater betrieb mit den Söhnen Hans und Fritz eine in weiten Kreisen anerkannte Baumschule. Es wurden dort zur Hauptsache hochstämmige Apfel- und Birnbäume aufgezogen und zwar von den aus Trestern ausgesiebten Apfel- und Birnkernen, die man dann zum verkaufsfertigen Jungbaum veredelte.

Als Ältester unter den Kindern wurde ich am Anfang vielleicht etwas verwöhnt, aber das besserte, als wir nach Jahren unserer sieben waren, vier Buben und drei Mädchen. Mein Vater hatte als erster im Dorf die Landwirtschaftliche Schule in Brugg besucht und kam von dort als begeisterter Jungbauer zurück. So versuchte er auch möglichst viel vom Gelernten ins Praktische umzusetzen, besonders in der Tierhaltung und Pflege, sowie in der Tierzucht. Natürliche Haltung mit Weidegang,

besonders für das Jungvieh, war seine Erkenntnis. Damals hielten noch viele Bauern ihr Vieh, mit Ausnahme der Zugtiere, fast das ganze Jahr im Stall. Vater friedete im Schwabenweiher eine ziemlich grosse Wiese ein, in der zwei Reihen Kirschbäume standen. Dort konnte sich unser Jungvieh herrlich tummeln. Dank dem in Brugg Gelernten konnte Vater bei Schweregeburten im Stall von Nachbarn sehr oft helfen. Grosses Interesse hatte er an der Viehzucht und so wurde er bald zum Zuchtbuchführer der Genossenschaft Rheintal gewählt. Die Aufzucht von jungen Zuchtstieren machte ihm Freude. Um solche interessierte sich vor dem Ersten Weltkrieg auch der Viehhändler Wagner aus Hohentengen, hatte doch das Simmentaler Fleckvieh schon damals auch im Ausland einen guten Ruf. Dieser lächelnde kleine Mann kaufte Vater einige Jungtiere ab im Laufe einiger Jahre. Vaters Stolz waren die zwei Genossenschaftskühe Stella und Falk. Die letztere hatte er als Rind dem Johann Moor vom ‚Löwen‘ abgekauft, als er diesem mit dem schönen Tier auf dem Weg zur Brückenwaage Schneisingen begegnete. Moor wollte das Rind bald zum Metzger bringen, aber Vater sagte ihm, das gäbe doch eine schöne Kuh und kaufte das Tier. So kam Falk in unseren Stall und wurde eine prächtig gebaute schwere Kuh. Und ob sie geahnt hätte, vor welchem frühem Schicksal sie Vater bewahrt hatte, blieb sie ihm zeitlebens sehr anhänglich. Hüteten wir Geschwister auf der Herbstweide im Zelgli das Vieh und kam Vater zum Heimtreiben abends von der Mühle her, so rannte uns Falk davon, ihm entgegen und wieder zurück. Falk und Stella waren nicht nur gute Milch- und Zuchtkühe, sondern auch sehr starke Zugtiere. Das Jöchli auf dem Nacken und das Kehleisen unter dem Fiais zogen sie, was die Stangen hielten. Vater war gut mit den Tieren und dieses Verhalten steckte auch uns Kinder an. So waren wir abends meist auch im Stall, wo Vater uns oft spannende Geschichten erzählte.

Unsere Nachbarschaft

Unweit oberhalb unseres Hauses stand die Mühle am Bach, wo der Vater Weizen, Roggen oder Korn mahlen liess. Gerste und Hafer für Vieh und Schweine wurden dort ‚gebrochen‘. Vom herrlichen Mchlgeruch in der Mühle konnte ich kaum genug einatmen, wenn ich dorthin kam. Müller Xaver Widmer hatte noch zwei Brüder, Hans und den taubstummen Kaspar. Ging mein Grossvater mit mir in unsern Baumgarten im Zelgli an der Mühle vorbei, und stand Kaspar am Weg, so hob er jeweils drei Finger in die Höhe und versuchte lachend zu stammeln: ‚Drei Hans‘, denn damit meinte er seinen Bruder, meinen Grossvater und mich.

Unten im Haus ennet dem Bach, beim Gemeindeschreiber, wurde jeweils im Herbst gemostet. Das war für uns Kinder ein Fest, wenn es nach einer fast einjährigen Durststrecke wieder frischen süssen Most gab. Von Hand wurde das Obst in der Mühle mit dem grossen Schwung-

rad gemahlen und in der Presse, mit der Anschrift ‚Bucher-Manz‘ gepresst. Mit dem ersten neuen Most zum Abendessen brachte die Mutter jeweils ‚Gschwellti‘ auf den Tisch. Dem Bruder des Gemeindeschreibers, dem ‚Domini‘, und auch ihm selber sah ich oft staunend beim Korbflechten zu. Vom kleinen Bogenkorb zur Kirschzaine bis zum grossen Apfelkorb entstanden aus braunen, weissen oder goldgelben Weiden, wahre Kunstwerke. Gerade neben diesem Haus wohnte unser Vetter, der Förster Emil mit seiner Frau ‚Nänni‘. Sie hatten keine Kinder und so wurden wir Kinder immer gerne dort aufgenommen. Dort konnten wir in der Stube spielen, durften nur die Base bei ihrer Schneiderinnenarbeit an der Nähmaschine nicht behindern. Wir Buben kramten gerne die Militärsachen des Försters aus dem Stubenkasten, banden das Bajonett um und setzten das viel zu grosse ‚Käppi‘ auf.

Zu Brot und Most gehört im Bauernhaus auch Speck. Die Metzgete war dazumal auch ein Fest in unserer Familie. Wenn im Winter der ‚Postsepp‘ mit dem Metzgerkorb angereist kam, wussten wir, dass eine etwas üppigere Zeit anbrach. Blut- und Leberwürste sowie Brat- und Rauchwürste wurden gemacht. Ausser etwas Braten wurde aber alles Fleisch vom Schwein gesalzen und gebeizt und dann im offenen Kamin geräuchert. Von unsern Nachbarn hielten alle ein bis zwei Schweine, nur der ‚Hasischnider‘ nicht. Für diesen fiel dann von unserer Metzgete auch immer etwas ab, ein Kesseli Wurstsuppe und ein paar Würste. Mein Vater riet ihm einmal, doch selber ein Schwein zu mästen, denn der Schneider und seine Frau lebten zum grössten Teil von Milchkaffee und ‚Möcken‘. Immerhin war’s Milch von seinen Geissen. Auf den Vorschlag meines Vaters meinte er, einer Sau sei nicht gut kochen und wenn sie nicht alles auffresse, so wolle das Übriggebliebene niemand mehr! In jungen Jahren hatte der ‚Hasischnider‘ als Schneider bei den Bauern auf der ‚Stör‘ Kleider gefertigt. Jetzt war er Bote geworden, denn vor der Gründung der Landw. Genossenschaft war in Siglistorf kein Ladengeschäft. So versah der Schneider für die Leute im Dorf Botendienst, in dem er ein- bis zweimal im Tag mit einem kleinen Zweiräderkarren über den Belchen fuhr und in Kaiserstuhl für die Leute im Dorf cinkaufte. Reich wurde er nicht dabei, besass aber immer schlagfertigen Lhumor. Als ihn der ‚Salzhuser‘ einmal foppen wollte und sagte: ‚er solle sich einen Esel anschaffe‘, entgegnete er, ‚was würde wohl einer kosten so von deiner Grösse‘.

Die Dorfschmiede

übte auf mich eine grosse Anziehungskraft aus. Immer staunte ich, wenn der Schmied die glühenden Eisen mit der Zange aus dem Kohlenfeuer nahm und mit dem Hammer geschickt bearbeitete, so dass die Funken stoben. Er liess diesen leicht tänzelnd auf den Amboss fallen, so dass es wie Glockentöne klang. Oft durfte ich den Blasbalg ziehen, um die

Kohlenglut zu entfachen. Dafür durfte ich manchmal mit der Familie des Schmieds ‚Zvieri‘ essen, und einmal machte mir Schmied Albert auf meinen Wunsch von einem Eisenstängeli einen Mauserstecken zum Aufsuchen der Mäusegänge in den Wiesen. Denn das Fangen der Feldmäuse war für uns Buben eine spannende Beschäftigung. Die Namensbuchstaben JE wurden noch in diesen Mauserstecken gestanzt, und ich bewahre ihn heute noch auf.

Hinter der Schmiede, am Fuss der Steig, wohnte der (Schuhmacherhans’. Mit seinem gleichaltrigen Buben Sigfried kam ich manchmal in jene Stube. Da sass jeweilen in der Ofenecke ein alter, kahlköpfiger Mann mit zahnlosem Mund. Er hatte immer den Hosensack voll Würfelzucker und fragte dann mit tiefer Stimme: Sigfried, wotsch en Zucker? Mich hat er leider nie gefragt. Diesen Alten nannte man im Dorf ‚den Tambur‘, denn er habe im Sonderbundskrieg unter General Dufour, als Tambour, dem Vaterland gedient.

Die Demonstration

Etwas besonderes passierte am Tägerbach am Fasnachtsmontag 1912. Schon mehrere Jahre wünschten sich die Dörfer Siglistorf, Melistorf und Wislikofen eine direkte Strasse zum Bahnhof Rümikon durch den sogenannten Kessel, wo sich der Tägerbach in Jahrtausenden eine Felsenschlucht gebahnt hatte. Nur ein schmaler Fussweg führte zur nahen Bahnstation. Mit Gütern musste man über den Berg ins Dorf Rümikon und zum Bahnhof einen grossen Umweg machen. Besonders der Götti mit der Baumschule im Goldenbühl war sehr interessiert an einem kürzeren Weg zur Bahn, da viele Jungbäume nach auswärts verschickt wurden. Alle Gemeinden am Tägerbach wünschten eine neue Strasse durch den Kessel, aber die Rümiker waren dagegen, weil sie nämlich daran auch etwas zahlen sollten. So entschlossen sich die oberen Dörfer am Tägerbach zu einer Demonstration. Am Fastnachtsmontag 1912 bildete sich von Siglistorf bis Wislikofen ein Fastnachtzug unter dem Motto: Die Kesselstrasse wird ausgesteckt. Ich war damals sechs Jahre alt und sah, wie mein Vater mit einem grossen Schnauz daherkam. Er spielte den (Ammanrn von Siglistorf, der ‚Möörlöitoni‘ den ‚Kantonsgeometer‘ und mein Götti im Goldenbühl den ‚Baudirektor‘. Dragoner und andere Reiter führten den bunten Zug an, und viel Volk war dabei. In Wislikofen hielt der Baudirektor eine Rede, in welcher die Notwendigkeit einer besseren, kürzeren Strassenverbindung der Gemeinden am Tägerbach mit der Bahnstation Rümikon eindringlich dargelegt wurde. Da wurde der ‚Führung des Umzuges‘ unversehens eine Geheimbotschaft übermittelt: ‚die Rümiker machen die Hydranten bereit, um die Demonstranten zu empfangen‘. Betroffenheit, kurze Beratung und dann der Beschluss: (Trotzdem nach Rümikon, aber bereitet euch vor‘. Und so geschah es, als der Zug die Engelscheune

*„Bringet Pflaster mit und Salben,
schenkt mir einen Teil davon,
denn man braucht sie allenthalben
in dem Dorfe Rümikon“.*

Im Frühjahr 1913 musste ich zur Schule und durfte zwei Jahre meinen lieben, oft auch strengen Grossvater zum Lehrer haben. Nebst Lesen, Schreiben und Rechnen lehrte er uns schon früh die Natur betrachten. An einem sonnigen Frühlingstag sagte er oft plötzlich zu uns Schülern: ‚Wir machen einen Bummel‘, zog mit uns über Feld und Flur und lehrte uns Pflanzen und Tiere kennen. Um seltene Pflanzen zu schützen, zeigte er diese oft nur mir, so die Küchenschelle ob Mellstorf, den gefransten Enzian im Rankacker, oder den prächtigen Fieberklee neben dem Bach im Rütihof.

Im Frühjahr 1915 wurde Grossvater als Lehrer pensioniert, nachdem er 50 Jahre im Schuldienst gestanden hatte. Ein Jahr zuvor war der Erste Weltkrieg ausgebrochen. Unsere Geschwisterzahl war auf fünf angewachsen und unser Heimtli war zu klein. Da konnte mein Vater im nahen Waldhausen ein grösseres Bauernheimet erwerben und am 15. April 1915 nahmen wir Abschied vom trauten Heim am Tägerbach. „Ihr hättet nicht fortgehen sollem, meinte nachher unser lieber Nachbar Johann Moor zu meiner Mutter. Waldhausen, ein Weiler von vier Bauernhöfen, liegt nur zwei Kilometer östlich von Siglistorf auf einer Terrasse über dem romantischen Bachsertal. Hier stand auf dem südlichen Vorsprung der



Waldhausen mit Burgstell und Hochfluh jenseits des Tales.

Terrasse die Burg der Edlen von Waldhausen, welche im Jahr 1113 ihre Besitzungen in Lengnau, Schneisingen, Siglistorf, Wislikofen, Böbikon, Mellikon und Fisibach an das Kloster St. Blasien verschenkt hatten. Die Schenkenden waren Alkerus mit Frau Mechthilde und sein Bruder Adelbert. Sie machten einzig die Bedingung, dass in ihrem ‚Klösterlein‘ (Kapelle) in Wislikofen regelmässig Gottesdienst gehalten werde, nichtahnend, dass daraus einst ein Kloster und heute ein Bildungsheim werde.

Unser Empfang in Waldhausen durch die Nachbarn war freundlich, aber für mich war der Übertritt in eine andere Schule, dazu in einem andern Kanton, ein kleines Problem. Obschon Waldhausen zu Fisibach gehört, gehen die Kinder mit jenen der Zürcher Höfe seit je in die Schule Thal-Bachs neben der Thalmühle.

Meine neue Nachbarin, im gleichen Alter wie ich, kam wie ein rettender Engel gleich herüber und zeigte mir, wie ich jetzt neu ‚lateinisch‘ anstatt wie bisher ‚deutsch‘ schreiben müsse. Auch mein Bruder Oskar musste jetzt zur Schule, weil nach Zürcher Gesetz Schulbeginn mit sechs Jahren möglich war. In Fräulein Rosa Rigling trafen wir eine wunderbare Lehrerin, welcher wir viel zu verdanken haben.

Im neuen Heim gab es viel Arbeit im Haus, Hof und Feld, wobei meiner Mutter die junge, kräftige und lustige Marie Laube aus Vogelsang

zu Hilfe kam, welche später als Baldegger Klosterfrau 40 Jahre in Afrika missionarisch wirkte. Mutter schätzte im neuen Haus auch, dass die Familie genügend Platz hatte. Auch Grossvater fand sich zurecht und machte sogar oft ein Besuchlein bei unserer Lehrerin. Dem Vater stand am Anfang Gottlieb, der Bruder des früheren Besitzers, zur Seite. Aber er brauchte noch Tagelöhner, um die Riesenarbeit, die seiner wartete, zu bewältigen. Bald liess er die grosse Wiese gegen Rübensberg durch Xaver Grosswiler in Schneisingen entwässern. Dann machte er darauf drei grosse Weideabteilungen und konnte so seine Idealvorstellung von der natürlichen Viehhaltung verwirklichen. Ein Teil der Weide war stark haldig und zum Heuen mühsam, jetzt musste nicht mehr gemäht werden.

Unser neuer Betrieb war am Anfang wenig ertragreich, und so versuchte Vater, mit Wechselwirtschaft die Erträge zu steigern und dem Unkraut Herr zu werden. Absatzsorgen gab es in diesen Jahren des Ersten Weltkrieges nicht. Als Vater damals im ‚Berg‘ eine Wiese umpflügte und Kartoffeln pflanzte, meinte der alte Nachbar Lang: ‚Dort gibt’s keine Kartoffeln. Aber es gab eine sehr schöne Ernte. Vaters Streben galt vor allem der Viehzuchtförderung. Als Zuchtbuchführer der Viehzuchtgenossenschaft ‚Rheintal‘ war er bald die Seele dieser Züchterschaft. Er spezialisierte sich besonders auf die Aufzucht junger Zuchtstiere, wozu die beiden Zuchtkühe Stella und Falk eine gute Grundlage bildeten. Der Vorstand der Viehzuchtgenossenschaft mit meinem Götti Hauptmann



Erwin und Ilans Ehrensperger in den 20er-Jahren beim Pflügen mit den vier Zuchtkühen ‚Mädi‘, ‚Gemse‘, ‚Betli‘ und ‚Rosi‘ in Waldhausen.

Laube, Goldenbühl, an der Spitze, gab sich auch alle Mühe, wertvolle Zuchtstiere anzukaufen und im Goldenbühl gut zu erhalten. Nach und nach wurde Vater immer bekannter als Viehzüchter. Dank der natürlichen Aufzucht der Jungstiere, gab es keine ‚Bösen‘ unter ihnen, und Absatz und finanzieller Erfolg waren gut. Milch wurde damals nicht verkauft, nur hie und da von Mutter eine ‚Ankenballe‘.

Die V.Z.G. Rheintal, die sich aus Mitgliedern von Fisibach, Rümikon, Wislikofen, Siglistorf und Böbikon zusammensetzte, bekam 1918 Zuzug aus Zurzach durch Neuenschwander, Indermühle und Siegenthaler. Ein besonderer Glücksfall war es, als 1925 der junge Zuchtstier ‚Faust‘ in Boltigen angekauft werden konnte. Dieser vorzügliche Vererber füllte in den folgenden Jahren am Brügger Zuchtstiermarkt ganze Stangen mit Jungstieren. Im ganzen Kanton wurde man um diesen Erfolg beneidet.

Andere Pläne beschäftigten meinen Vater in Waldhausen. Nebst Gebäudereparaturen und Stallumbau war ihm die Grundstückszusammenlegung ein grosses Anliegen. Es bestand nämlich noch eine starke Parzellierung. Eine gemeindeweise Regulierung stand in weiter Ferne. So wagte Vater sich mit dem Gedanken eines freiwilligen Abtausches sachte an die Nachbarn, mit denen er ein gutes Einvernehmen hatte, heran. In einigen Jahren konnte so die Parzellenzahl um mehr als die Hälfte reduziert werden.

Zogen wir Geschwister von Siglistorf zu fünft nach Waldhausen, nämlich Oskar, Margrit, Erwin, Berti und ich, so kamen 1916 Fridolin und 1920 Hedi dazu. Unsere gute Mutter war immer ganz für uns da, aber auch der Vater, der uns besonders das Schöne des Bauernberufes zeigte. Auch treue Dienstboten standen den Eltern zur Seite. Besonders sei noch an Emma Spuhler aus Wislikofen dankend gedacht, sie war eine grosse Schafferin. Beim Getreidemähen mit der Sense konnte sie die Mahden von drei Mähdern aufnehmen und als ‚Sammleten‘ ausbreiten.

Für mich stand es schon früh fest: ich wollte Bauer werden und auch mein Bruder Erwin, um fünf Jahre jünger, konnte schon in der fünften Klasse perfekt melken. Sogar ein Ferienknabe aus der Stadt Zürich wurde von Vater so für den Bauernberufbegeistert, dass er später ein tüchtiger Bauer wurde.

Nach der Bezirksschule in Kaiserstuhl arbeitete ich daheim und besuchte im Winter 1923/24 und 1924/25 die Landwirtschaftliche Schule in Brugg. Das war für mich eine wunderbare Zeit. Es gab hier so viel Interessantes zu hören und zu lernen, dass man kaum alles fassen konnte. Vorzügliche Lehrer konnten einen mit ihrem Wissen in Spannung halten.

Als es aber am Brügger Berg zu grünen begann und die Schule zu Ende ging, zog es uns heimwärts, um das Gelernte in die Tat umzusetzen.

Aber ich wollte noch etwas fremdes Brot essen und fand eine Praktikantenstelle bei Louis Ineichen, Langenmatt, Muri. Es war für mich ein Grossbetrieb und es gab auch hier viel zu lernen. Braunviehzucht mit Milchwirtschaft und Weidebetrieb nebst Ackerbau. Viehbestand 30 Kühe, 20 St. Jungvieh, 5 Pferde, 6 Mutterschweine.

Nach neun Monaten musste ich in die Rekrutenschule nach Thun als Artillerie-Fahrer, wobei mir der gewohnte Umgang mit Pferden zugute kam.

Die Ausbildung zum Artillerie-Fahrer war ziemlich hart, aber auch lehrreich, besonders was die Pferdepflege und das Reiten betraf. Ein bisschen stolz war man dann schon auch, wenn man hoch zu Ross über die Thuner Allmend jagte oder in der bespannten Batterie durch Dörfer und Städte rasselte.

Die elf Wochen gingen vorbei, und daheim war man mitten im Bau vom neuen Stall und der Scheune. Mutig hatte der Vater dieses dringend nötige Vorhaben angepackt. Maurermeister Jetzer von Mellstorf und Zimmermeister Betschmann von Siglistorf arbeiteten um einen Stundenlohn von 1 Franken und um 1 Fr. 10 Rp. Wer nun konnte, half natürlich beim Bau mit, und im Heuet konnte das Heu auf die neue Bühne eingebracht werden. Wir alle, besonders Vater, waren glücklich, dass wir jetzt für unsere lieben Tiere einen grossen, hellen Stall hatten. Jetzt galt es auch für mich, auf unserem Bauernhof tüchtig zuzupacken.

Gegen Ende der Zwanziger-Jahre beschloss man zur besseren Pflege der Obstbäume im Kanton Aargau Kursleiter für diesen Betriebszweig auszubilden. Mein Götti im Goldenbühl liess nicht locker, bis ich mich für diesen Kurs anmeldete. Es bedeutete acht Wochen auf zwei Jahre verteilt auf die Schulbank und auf die Bäume. Alfred Ganz und Jakob Sigrist von der Landwirtschaftlichen Schule Brugg, Prof. Hartmann in Aarau und Kurse in Wädenswil und Oeschberg vermittelten uns das nötige Wissen. Dann oblag mir die Aufgabe in unserem Bezirk Instruktionkurse für die in jeder Gemeinde bestehenden Obstbaukommissionen und Baumpflegekurse durchzuführen. Die Baumwärter waren gründlich auszubilden. Zum Glück war mein Bruder Erwin noch daheim.

In Anna Knecht vom Rindelhof in Schneisingen fand ich die gute Lebensgefährtin. Sie schenkte mir im Laufe der Jahre sechs liebe Töchter. Zwei Jahre nach der Hochzeit brach der Zweite Weltkrieg aus. Ein Tag nach unserer Haferernte mussten unser Pferd, mein Bruder

Erwin und ich zur Mobilmachung einrücken. Meine Frau mit zwei kleinen Kindern, die Eltern und meine beiden Schwestern Berti und Hedi mussten mit der grossen Arbeit fertig werden. Die 678 Tage Aktivdienst, die mir in den fünf Jahren beschieden waren, brachten den Daheimgebliebenen harte Belastungen, haben uns Soldaten aber zu echten Kameraden gemacht.

Nach Kriegsende konnte ich wieder ganz Bauer sein. So wagte ich es, mich für die landwirtschaftliche Meisterprüfung anzumelden, welche von Prof. Howald eingeführt worden war, und bestand diese 1947.

Nachdem ich schon in der Einwohner-, der Kirch- und der Schulgemeinde verschiedene Ämter versah, verlangte ich nicht nach noch mehr. Da wurde ich an einer Wahlversammlung der CVP ohne mein Wissen als Grossratskandidat nominiert und nachher mit der Wahl überrascht. 1953 bis 68 hatte ich dieses Amt inne. Da ich Landwirtschaftslehrlinge ausbilden konnte, war die Teilnahme an Grossratssitzungen eher möglich.

Im Jahr 1966 starb der liebe Vater im Alter von 89 Jahren und drei Jahre später die liebe Mutter neunzigjährig. Als 1978 auf dem elterlichen Heimet meiner Frau ihr Bruder starb und inzwischen unsere Tochter Hedi einen Schwiegersohn ins Haus gebracht hatte, zog es meine Gattin zurück ins Vaterhaus. So kam es, dass wir nach meinen schönen 65 Jahren in Waldhausen hier auf dem Rindel in Schneisingen unser Stöckli bezogen. Die Pflege der Bienen, der Obstbäume und des Waldes in Waldhausen mildert das Heimweh.



Laura Spuhler, 1910, ist in Zurzach aufgewachsen, wo sie die einstige Jugendfest-Herrlichkeit und noch vieles mehr miterlebt hat. 40 Jahre lang wirkte sie als Lehrerin an den Primarschulen verschiedener Gemeinden.

Umzug, Lieder, Reigen und Kadettenspiele

Zurzacher Jugendfest-Glückseligkeit lebt noch in der Erinnerung

Es war am 13. Juli 1919, als man in Zurzach nach fünfjährigem Unterbruch (1. Weltkrieg 1914/18) wieder Jugendfest feierte. Ich war damals neun Jahre alt, Schülerin der dritten Klasse der Gemeindeschule und ‚Jugendfest‘, das kannte ich nur aus den Erzählungen meiner älteren Geschwister und der ‚grossen‘ Schülerinnen und Schüler. Nach allem was ich da hörte: Es musste etwas ganz Besonderes, etwas Feierliches, aber auch etwas Fröhliches sein, dieses Fest, das ich nun miterleben sollte.

Am Samstagabend lag Vorfest-Stimmung über dem Flecken: Beflaggte Häuser, blumengeschmückte Fenster und Balkone, sauber gekehrte Strassen, Trottoirs und Hausplätze wie frisch gefegt. Und als dann die Kadettentambouren Zapfenstreich wirbelnd durch den Flecken marschierten, wir Kinder hüpfend und springend hintendrein, da war dieses ersehnte Fest ganz nahe. Noch eine Nacht voller Erwartungen bis am frühen Morgen die Böllerschüsse über die Dächer dröhnten, den schlafenden Flecken weckten und den grossen Tag ankündeten.

Der Vormittag brachte noch viel Unruhe und Geschäftigkeit in unsern Haushalt. Zwar hatte die Mutter am Vorabend alles bereitgelegt, was zu unserer Ausstattung gehörte: Die weissen Röcke, frisch gewaschen und steif gebügelt, die schwarzen Schuhe und Strümpfe, die Blumensträusse aus eigenem Garten, in weissen spitzenartigen Papiertüten

steckend, die Kadettenuniform des Bruders. Auch die weissen Maschen in den gekräuselten Haaren von uns Mädchen durften nicht fehlen. – Ein kurzes Mittagessen, schnell in die festlichen Kleider geschlüpft, und los ging's zum oberen Brunnen. – Welch ein Leben da herrschte! Wartendes Volk auf den Trottoirs, Schüler, Lehrer, Musikanten, Sänger, Sängerinnen, Turner, Turnerinnen, Schützen, die Herren Pfarrer, Behörden und all die Männer vom Rathaus, alle festtäglich gekleidet, mit ungewohnt freundlich lächelnden Mienen.

Ein Zug formte sich und als die Musik spielte, setzte sich dieser in Bewegung. Wir Kinder mit unsern Lehrern mitten drin. Am Strassenrand standen winkend die Eltern, Verwandten, Nachbarn und Freunde. Überall frohe, lachende Gesichter. Vorbei zogen wir an den vertrauten Häusern, den geschmückten Fassaden der Hauptstrasse. Im Unterfleckten bewegten sich die bunten Reihen in einer grossen Schlaufe und im Gegenmarsch ging's fleckenaufwärts. Schon bogen wir in die Schwertgasse ein. Es folgte der feierliche Einzug in die Kirche und als die Glocken verklangen, setzte ein festliches Orgelspiel ein. Das Programm, das nun folgte, war recht kurzweilig. Schüler und Vereine sangen, spielten und musizierten. Ein Auftreten, Abtreten und Lauschen. Doch die Festrede schien mir reichlich lang. Wir Kleinen wurden unruhig, schwatzten oder betrachteten die Decke der Kirche, damals ein blauer Himmel mit goldenen Sternen. Endlich ertönte der Schlussgesang. Auf ging's ins Freie und im Umzug durch die Langwiese zum Festplatz unter den Kastanienbäumen hinter dem Schulhaus und dem grossen Platz neben der Turnhalle (heute Propstei und Gemeindesaal).

Ein Glas Tee sollte uns nach den ersten Strapazen erfrischen. Was nun folgte hielt mich in Atem: Die grossen Mädchen tanzten ihre Reigen. Zum Klang der Musik hüpfen, wippen, beugten und wiegten sie sich, schwangen dazu ihre farbigen Schleier, winkten mit ihren Fähnchen und bildeten mit ihren schmucken Reifen Tunnel und Tore, – ein Meer von Musik und Farben.

Um vier Uhr gab's Zobig. Unter den Kastanienbäumen, an langen Tischen, sassen wir nach Klassen und schmausten einen Servalat und ein riesiges Stück Brot. Gläser voll Tee löschten unsern Durst. Ja, einen ganzen Servalat gabs. Wer von uns Kindern hatte zu Hause am Familientisch je über eine so grosse Portion allein verfügen können? Ehrlich gesagt: Ich wurde mit meiner Wurst nicht fertig. Aber ich glaube, irgendein Bub meiner Klasse konnte doch noch etwas damit anfangen. – Nun tauchten wir alle im Festrummel unter, jedes auf seine Art, nach seinen ‚Finanzen‘, seiner Laune und seinen Wünschen.



Zu schnell neigte sich der Festnachmittag mit Rösslispiel, Trödelstand, Schiessbude, bunten Luftballons und einigen Tänzchen dem Ende zu. Unversehens war es sechs Uhr geworden. Auf dem Programm stand: Sechs Uhr – Kuchen für die Schuljugend, und bald war es Zeit zum Aufbruch. Auf der Langwiesstrasse stellten wir Schüler uns mit müden Augen, schmerzenden Füßen und verwelkten Blumensträusschen zum Umzug ein, voraus die unermüdlichen Musikanten des Tages. Beim Weltidenkmal (damals an der Hauptstrasse vor der katholischen Kirche) richtete der Gemeindeammann ein paar kurze Worte an uns Schüler, – Rückblick auf das gelungene Fest, Entlassung in die vierwöchigen Sommerferien. Das ‚Zurzacher Volksblatt‘ würdigte den Schluss des Festes mit folgenden Worten: ‚Vor dem Weltidenkmal wurde dann die frohe Schar mit einem Vaterlandslied entlassen, und langsam lief der Jugendstrom voller Glückseligkeit in alle Gassen aus, um im Traum sich an seinem ersten Friedensjugendfest zu berauschen.

Vorbereitungen – üben, werken

Beinahe so wichtig wie das Fest selber waren die Vorbereitungen dazu, von uns Schülern sehr geschätzt, weil dann der Schulbetrieb nach und nach aus den Fugen geriet. Es begann jeweils bald nach den Frühlingsferien mit dem Einüben der Jugendfestlieder, die bei der kirch-

lichen Feier zum Vortrag kommen und gut gelingen sollten. Die Mädchen der oberen Klassen übten auch bald ihre Reigen. – In der Woche vor dem Fest wurde ‚gekrantzt‘, eine Arbeit, die der Arbeitslehrerin und ihren grossen und kleinen Helferinnen aufgetragen war. Die jüngeren Schülerinnen büschelten das Moos, das sie selber im Wald zusammengesucht hatten. Die Buben schnitten Tannästchen zurecht, und die ältesten Schülerinnen wanden Kränze und bastelten die weissen, gelben und roten Papierrosen, die mir so gut gefielen. Bereits am Samstagmorgen prangten alle diese Werke am Schulhaus, über dem Kirchenportal und schmückten das Innere der Kirche. In den vorangehenden Tagen hatten die Gemeindearbeiter gewerkt und gewirkt, die Bühne aufgestellt, Tische, Bänke und die Stände für die Festwirtschaft aufgeschlagen, so dass alles in Ordnung und Sauberkeit erstrahlte. Überall Tannengrün, farbige Rosen, bunte Bänder, geschäftige Leute. Jugendfeststimmung um und um!

Es war einmal

Schon früh wurden in unserem Flecken Feste für die Jugend mit der Jugend veranstaltet und gefeiert. Propst Huber (letzter Propst des Stiftes Zurzach) hatte die glückliche Idee, über alles, was in unserer Gegend geschah, ‚Tagebuch‘ zu führen, so schreibt er unter anderem: ‚Am Sonntagabend, den 3. Oktober 1858, rückten die Kadetten von Baden in Zurzach ein, um am folgenden Tage mit den hiesigen Kadetten ein gemeinsames Jugendfest, in militärischen Übungen bestehend, zu feiern. Es

lief ohne jeglichen Unfall bei schönster Witterung ab. Die Einwohner von Zurzach boten den jungen Kriegern Gastfreundschaft dar. Herr Apotheker Welti verherrlichte den Abend des 4. Oktobers mit einem wohlgelungenen Feuerwerk bei der Allee. Am 5. Oktober, Dienstagmorgen, kehrten die lieben Gäste nach Hause zurück.‘



Die Kadetten waren Glanznummern der Jugendfeste, nicht nur in Zurzach, sondern im ganzen Kanton Aargau und darüber hinaus. In ihren hübschen Uniformen, strammen Schrittes, mit geschulterten Gewehren, angeführt vom säbeltragenden Hauptmann, marschierten sie an der Spitze des Festzuges. Und wenn die

jungen Krieger nach ihren Manövern mit den besiegten Freischaren in ihrer Mitte im Flecken einzogen, schlug wohl manches Mädchen- und Elternherz höher.

Weitere Jugendfeste – laut einer alten Schulchronik – waren in den Jahren 1868, 1871, 1872, 1873 ... 1879. Sie folgten sich auch in den Achtziger- und Neunzigerjahren fast alljährlich und nach der Jahrhundertwende wurde jedes Jahr gefeiert, auch nach dem Ersten und Zweiten Weltkrieg, bis in die Sechzigerjahre.

Festplatz war in den frühen Jahren des Jugendfestes die Wiese bei der ‚Burgkapelle‘ (Chilebückli) oder das sogenannte ‚Himmelrych unter dem Gasthaus zum Rad‘. Welch ideales Gelände muss letzteres damals gewesen sein, keine Eisenbahn, keine Villa Zuberbühler (heute Schloss Bad Zurzach), ohne irgendwelche Überbauung.

Höhepunkte waren sicher die Feste, die in Verbindung mit besonderen Ereignissen, Jubiläen, Einweihungen gefeiert oder – auch nicht gefeiert wurden, so:

August, 600 Jahre Eidgenossenschaft. Zurzach feiert ein Jugend- und Bundesfest.

1892: Jugendfest und Schulhauseinweihung. Nach der Aufhebung des Chorherrenstiftes (1876) ging die Propstei kostenlos an die Gemeinde über, um darin eine Schule einzurichten. Nach einigen Um- und Anbauten war es dann so weit und ein frohes Fest ging über die Bühne.

1903: 12. Juli, 100 Jahre Kanton Aargau. Jugendfest verbunden mit Centenarfeier. Es kommt ein Festspiel zur Aufführung.

1908: 12. Juli, Brückeneinweihung. Die Brücke löste die Fähre – Personen- und Wagenfähre – die beim Anker anlegte, ab. Es muss ein eindruckliches Erlebnis gewesen sein für die Kinder, die im Umzug erstmals die Brücke überschritten.

1910: war ein Unwetterjahr. Die Gemeindeversammlung beschliesst laut Zurzacher Volksblatt: ‚Der von der Gemeinde für das Jugendfest ausgesetzte Betrag von Fr. 500. – sei den Geschädigten der Wasserkatastrophe zuzuwenden. Das Jugendfest fiel dahin.

1924: Behörden und Lehrerschaft beschlossen, nur noch alle zwei Jahre Jugendfeste durchzuführen. Dafür sollten in den Jahren ohne Fest grössere Schulreisen – für die oberen Klassen sogar zweitägige

Reisen – geplant werden. So kam ich als Schülerin der 3. Bezirksschule zu meiner ersten zweitägigen Schulreise.

1925: Auf Antrag sozialistischer Kreise beschloss die Gemeindeversammlung, den Lehrern in diesem Jahre keine Ortszulage auszurichten, und – die Lehrer streikten, das heisst sie wurden einig, das Jugendfest *nicht* mitzumachen. Doch eine weitere Gemeindeversammlung einigte sich dahin, das Jugendfest ohne Lehrer durchzuführen. Und es wurde durchgeführt, zwar ohne kirchliche Feier, doch mit Spiel, Tanz und vielen Attraktionen. Aber es gab Familien, die mit ihren Kindern an diesem Tage auch streikten und den Flecken verliessen. Die Ortszulage wurde im nächsten Jahr wieder ausbezahlt, sie betrug damals Fr. 600. – und die Jugendfeste folgten sich in zweijährigem Turnus.

1931: Wer erinnert sich nicht des grossen Unwetters, das in der Nacht vom 29./30. Mai über unsere Gegend hereinbrach? Den ganzen Sommer über galt es aufzuräumen, Schäden zu beheben und auszubessern, feuchte Keller auszuputzen und auszutrocknen. – Ans Festen dachte niemand.

1939: 16. Juli, Jugendfest mit Einweihung des Bezirksschulhauses an der Langwiesstrasse. Ein grosses Fest war vorbereitet. Doch es wurde daraus ein Wasserfest und das ganze Programm fiel buchstäblich ins Wasser. Aber man liess sich nicht unterkriegen und organisierte nach den Sommerferien auf den 27. August ein Nach-Jugendfest. Bei prächtigem Wetter genoss jedermann das Fest trotz der drückenden Stimmung, die damals in Erwartung eines Kriegsausbruches über ganz Europa lag. Und tatsächlich! Kaum hatten die letzten Festteilnehmer am Montag ausgeschlafen, verkündete das Radio das Aufgebot der Grenzschutztruppen. Am Dienstag früh rückten diese, unsere Mannern ein und folgenden Freitag, 1. September, begann der Krieg. Damit: Vorbei die Feste für die nächsten Jahre.

1960: 9./10. Juli, Jugendfest und Einweihung des Tiergartenschulhauses. Zurzachs Bevölkerung und die seiner Umgebung ist gewachsen. Man braucht mehr Schulraum. – Ein prächtiges Fest, ein grosser Schritt in eine neue Zeit.

1962: 8. Juli, dies das letzte Jugendfest, das in traditionellem Rahmen durchgeführt wurde. Ein Schwanengesang zu einer 100jährigen Tradition.

1963: 1./2. Juli, ein grosses, buntes Jugendfest in neuem Stil, mit Jubiläum 150 Jahre Bezirksschule und Wiedereröffnung des Rathauses (nach Abbruch und Wiederaufbau).

Und heute?

Vor den Sommerferien geht jeweils ein frohes Raunen durch den aargauischen ‚Blätterwald‘: Jugendfest ringsum! Maienzug in Aarau, Jugendfest in Lenzburg, Rutenzug in Brugg, Kinderfest in Zofingen und viele andere. Dann denke ich mit leiser Wehmut an die Zurzacher Feste und unwillkürlich bin ich mit alten Zurzachern im Gespräch und krame mit ihnen in Jugendfest-Erinnerungen. ‚Es war doch sooo schönb – dies der Tenor der alten Generation.

Ja, und ich frage: Wo sind sie geblieben, die Zurzacher Jugendfeste? – Vom Winde, – von einer neuen Zeit – verweht? Uns ‚Alten‘ aber bleiben die Erinnerungen, die uns durch stille und auch einsame Stunden liebevoll begleiten.

Quellen:

(Zurzacher Volksblatt), Schriften von Propst Huber, eine Schulchronik aus dem letzten Jahrhundert, Schulchroniken ab 1900, Gespräche mit alten Zurzachern und meine persönlichen Erinnerungen.



Fridolin Binkert hat Jahrgang 1914. Seine wichtigsten Stationen sind Koblenz und Zurzach, seine wichtigsten Funktionen sind Sodafabrikarbeiter, Gewerkschafter, Sozialdemokrat. Er ist Verehrer der Heiligen Verena.

Für soziale Gerechtigkeit und gegen die braune Flut

Warum ich Sozialdemokrat und Gewerkschafter wurde

1914 kam ich als zehntes Kind unserer Familie in Koblenz zur Welt. Meine Jugendzeit war hart und schwer, vielmals waren die Brotschubladen leer. Der Vater war viel krank und oft arbeitslos. Er bemühte sich nicht um eine Versicherung bei der Krankenkasse oder bei der Arbeitslosenkasse. Eine solche Versicherung war damals allgemein auch gar nicht so üblich.

Schon mit elf Jahren versuchte ich, mit harter Arbeit unsere Familie mit zu ernähren. Nach der Schule vertrug ich den ‚Tagesanzeiger‘ in 45 Koblenzer Haushaltungen. Anschliessend ging die Arbeit weiter beim Bauer Messerli im Stall, Vieh füttern, ausmisten, sechs Kühe melken. Dies tat ich nicht wegen der sechs Franken, die meine Mutter jeden Monat dafür bekam, sondern wegen des währschaften Nachtessens. Unser Hausarzt sagte nämlich immer wieder, wir Kinder seien alle unterernährt.

Keines von uns 13 Kindern hatte die Gelegenheit, einen Beruf zu erlernen. Zu mir sagte Vater: ‚Fridolin, wenn ich gesund bleibe und Arbeit habe, kannst du deinen Traumberuf als Koch erlernen. Ich freute mich sehr, aber es kam leider anders.

Um die grosse Arbeitslosigkeit im Winter 1928/29 etwas zu lindern, wurden im Kanton Aargau Notstandsarbeiten durchgeführt.

Bei einer Kälte zwischen minus 15 bis 30° C wurde die Aare- und Rhein-Korrektur vorgenommen. Bei der Arbeit, die Vater dort bekam, zog er sich Mitte Januar eine schwere Erkältung mit hohem Fieber zu, so dass er Mitte Februar im Alter von 56 Jahren starb. Für die Mutter wurden die Sorgen noch grösser, und so halfen die älteren Geschwister mit, die noch vier schulpflichtigen Kinder mitzuernähren.

Im April 1929 kam ich aus der Schule, aus der Kochlehre wurde nichts, ich fand aber Arbeit in der Schweizerischen Sodafabrik als Ausläuferjunge. Die Arbeit war sehr streng und lehrreich, aber der Lohn mit 35 Rappen pro Stunde beschämend. In dieser Zeit war die Schweizerische Sodafabrik im Umbau. Die Platz-, Maurer- und Montageabteilung beschäftigte dadurch 150 Mann. Als Ende 1930 der grösste Teil des Umbaus beendet war, wurden 70 Arbeiter entlassen. Ich wurde selber Zeuge, wie viele Familienväter mit weinenden Augen den letzten Zahltagszettel bei uns am Büroschalter abholten.

In dieser Zeit fasste ich Vertrauen zu einem Maurermeister, und er wurde für mich wie ein Vater. Er erzählte mir die Geschichte meines Vaters, der 1922 bis 1923 bei ihm gearbeitet hatte und mit dem er sehr zufrieden gewesen war. Wegen der Kinderzulage von 45 Franken im Monat (das entsprach beinahe einem Wochenlohn) wurde mein Vater vom Betriebsleiter als ein zu teurer Arbeiter bewertet. Auch die Einsprache des Maurermeisters nützte nichts, mein Vater wurde entlassen, und schliesslich hörte er noch: ‚wir sind kein Kinderunterstützungsheim‘. Leider gab es damals keine Arbeiterkommission oder Gewerkschaft, die sich für meinen Vater hätte einsetzen können.

Wegen der teilweisen Aufhebung des Platzbüros im Herbst 1930 wurde auch meine Bürohilfe- und Ausläuferstelle abgebaut. Man hatte mich dann in die Bau- und Platzabteilung eingesetzt. Mit 60 Rappen pro Stunde war ich natürlich eine billige Arbeitskraft. Die Arbeiten in dieser Gruppe waren hart und schwer, manchmal musste ich wochenlang Kohlen und Koks ausladen, alles von Hand schaufeln und grosse Garetten steil hinaufstossen. Auch wurde ich für schwierige Reinigungsarbeiten in Apparaturen eingesetzt. Es gab keine Dreckarbeit, zu der man mich nicht heranzog.

Inzwischen war ich 18 Jahre alt geworden und 1932 in die Gewerkschaft SMUV und in die SPS eingetreten. Die Erfahrungen mit meiner Umwelt hatten mir gezeigt, dass die politische Betätigung dringend nötig war. Ich setzte mich in der Arbeiterbewegung vor allem für mehr Rechte der Arbeiter und für bessere Entlohnung ein sowie für eine Alters-Versicherung.

Aber es begann auch der Kampf gegen das Aufkommen der Nationalsozialistischen Welle bei uns und in der Welt. An Pfingsten 1933 nahm ich mit sieben jungen Sozialdemokraten aus dem Bezirk Zurzach an einer internationalen antifaschistischen Jugendkundgebung in Mühlhausen, Frankreich, teil. Dort vereinigten wir uns mit etwa 30'000 Jungsozialdemokraten und Gewerkschaftern aus allen Ländern Europas. Viele Redner in verschiedenen Sprachen orientierten uns über die Gefahren Hitlers und über die geheime Aufrüstung Deutschlands und Italiens, die zum Krieg führen sollte. Leider unterschätzten die westlichen Regierungen die heranrollende Militärmacht Deutschlands.

Auch in unserem Bezirk versuchte ein Ableger des Nazi-deutschlands Fuss zu fassen: die Nationale Front. So organisierte sie etwa im Jahr 1934 in einem Hotel in Klingnau eine Grosskundgebung mit dem Naziführer Tobler aus Zürich. Die zwei SP-Grossräte Allemann und Schifferle aus der Region und ich von SPS Koblenz beschlossen, an der Veranstaltung teilzunehmen, um zu hören und zu sehen, was da gespielt werden sollte. Am Eingang zum Saal standen sechs Mann als Saalwache in der Braunhemden-Uniform mit Schrägriemen und in Stiefeln. Auch von Zurzach waren drei dabei, die mit erhobener Hand den Hitlergruss machten. Fast zwei Stunden wütete der Redner gegen die Sozialdemokraten, Marxisten und Juden. Er sprach von der Erneuerung der Schweiz und Europas. Zum Schluss wurde die Schweizer Nationalhymne ‚Rufst du mein Vaterland‘ gesungen, mit erhobener Hand, dem Nazigruss. Die hohen Persönlichkeiten aus den bürgerlichen Parteien standen auf und sangen mit. Wir drei Sozialdemokraten blieben sitzen. Ich würde mich noch heute nach 50 Jahren schämen, wenn wir SP-Leute unter diesen Umständen aufgestanden wären und unsere Nationalhymne mitgesungen hätten.

Im Jahr 1935 setzte sich in der Schweiz die SP nach langen harten inneren Diskussionen mit den anderen Parteien zusammen, um die Militärkredite zum Zweck der dringlichen Aufrüstung der Armee zu beschliessen. Prägend für meine politische Überzeugung wurde auch meine Reise im Juli 1936 durch Deutschland ins Sudetenland, Tschechoslowakei, wo ich für zwei Wochen zu einem Besuch eingeladen war. Meine Fahrt mit der Bahn durch Deutschland traf gerade mit dem Nürnberger Parteitag der NSDAP zusammen. In den Zeiten wimmelte es nur so von den Männern der SA und der SS. Im Sudetenland erlebte ich dann grosse Not und weitverbreitete Arbeitslosigkeit.

Zurück in der Schweiz, war ich überzeugt, dass als Mittel gegen Arbeitslosigkeit die Kriseninitiative mit dem Ziel der Arbeitsbeschaffung zustande kommen musste. Die vielen Stunden für das Einsammeln der Unterschriften in meinem Heimatdorf Koblenz haben sich gelohnt, ebenso

die Werbung für die Annahme der Initiative bei der Abstimmung. Die 420'000 Ja-Stimmen hatten im Land ihre Wirkung, auch wenn dieses Volksbegehren von den Rechtsbürgerlichen gebodigt wurde.

Über wirtschaftliche Zusammenhänge in unserem Land erfuhr ich sehr viel an einem Schulungskurs der SMUV in Vitznau, wozu mich die Gewerkschaft Sektion Zurzach geschickt hatte. Ich fühlte mich immer mehr der Mitarbeit und der Werbung für die SPS und für die Gewerkschaft verpflichtet. Denn sie waren das Zugpferd für die Besserstellung des arbeitenden Volkes. Die gefährlichen sozialen Spannungen mit über 60'000 Arbeitslosen versuchten die SPS und die Gewerkschaften zusammen mit den anderen Parteien zu lösen. So erarbeitete man für die Erhaltung des sozialen Friedens im Inland gemeinsam das Sozialwerk der Lohn- und Erwerbsersatz-Ordnung. Ausserdem traf die Gewerkschaft SMUV 1937 mit dem Industriellen-Verband der Schweiz. Metall-, Uhren- und Maschinen-Industrie ein Friedensabkommen zur Vermeidung von Streiks und Zerwürfnissen innerhalb der Arbeiterschaft. Daraus entstanden in der Schweiz die ersten Arbeitsverträge. Diese Einigung brauchte unser Volk zur inneren Stärkung und für den Abwehrwillen gegen die Nazis.

Leider war 1939 vieles unsicher, denn unser Vaterland war den Naziwühlern ausgesetzt. Viele hohe Persönlichkeiten aus dem bürgerlichen Lager und hohe Offiziere waren von den Deutschen Nazis angebrütet. Es war dringend nötig, dieser fünften Kolonne der Nazis den Wind aus den Segeln zu nehmen. Es waren vor allem die Sozialdemokratische Partei und die Gewerkschaft, die den Kampf hart und offen gegen den Verkauf unserer Freiheit führten.

Im Jahre 1938 zog ich nach Zurzach, wo ich 1940 heiratete und wo wir eine Familie gründeten. Mitte Mai 1939 besuchte ich die Landesausstellung in Zürich. Dieser Einblick in unsere Wirtschaft und Armee war für mich ein richtiger Aufsteiler. Gesamthaft gesehen war diese Landesausstellung in der damaligen Zeit der nötige Balsam für unser Volk.

Im Jahr 1945 hatte man mich in die neu erbaute Abteilung Elektrolyse versetzt. Diese neue Abteilung hatte noch keinen Vertreter in der Arbeiterkommission, welche inzwischen eingesetzt worden war. Ich wurde vorgeschlagen und auch gewählt. Schon nach kurzer Zeit kam für mich die grosse Aufgabe, mich für die Forderung der Arbeiterschaft nach einer Lohnerhöhung von 20 Rp. pro Stunde einzusetzen. In einer Sitzung der Arbeiterkommission mit der Direktion der Sodafabrik begründete der Präsident der Arbeiterkommission die Lohnforderung. Der Direktor lehnte ab. Nun versuchte ich mit meinen Argumenten, die Lohnerhöhung 67 von 20 Rappen pro Stunde für dringlich zu erklären. Der Direktor wurde

wütend und versuchte mich einzuschüchtern. Ich liess mir das nicht gefallen. So wurde dann die Lohnforderung an das Einigungsamt in Aarau weitergelcitet. Dieses erklärte dann eine Lohnerhöhung von 10 Rappen pro Stunde als dringlich. Der Direktor war mit diesem Entscheid nicht zufrieden. Mit einem Anschlag am grossen Brett lud er alle Arbeiter zu einer Aussprache in die Kantine ein. Er versuchte, sie mit guten Worten mit einer Erhöhung von fünf Rappen in der Stunde zufrieden zu stellen. Aber alle anwesenden Arbeiter beharrten auf die vom Einigungsamt als dringlich angesehene Lohnerhöhung von 10 Rappen pro Stunde. Diese wurde ihnen schliesslich gewährt.

Meine jahrelange Mitarbeit und die Zeit, die ich für die Arbeiterbewegung eingesetzt habe, hat mich nie gereut, denn ich habe es als Pflicht empfunden, für die soziale Demokratie zu kämpfen. Für mich kamen immer mehr Aufgaben und neue Belastungen dazu. So wurde ich von der SP Zurzach 1948 für einen Sitz in der Schulpflege vorgeschlagen und gewählt. Dieses Amt gab mir die Gelegenheit, mich auch für die Schuljugend einzusetzen, was ich mit Eifer und Freude bis 1962 tat.

Es ist mir bis heute und darüber hinaus immer ein Anliegen, für den Flecken Zurzach da zu sein und mich dort einzusetzen, wo ich das für richtig halte.



Anna Keller-Birchmeier, 1901, stammt vom Loohof in Endingen. Auf diesem Hof ist sie aufgewachsen, und hier hat sie das erste Rüstzeug geholt für ihr Wirken als Bäuerin an der Seite ihres Gatten im Dorf. Stets ging ihr Blick über den eigenen Lebensbereich hinaus und vermochte den grösseren Zusammenhang zu erfassen.

Eiertütschet, Chrüterbuschle und praktische Oekumene

Aus der Jugendzeit auf dem Loohof in Endingen

Als ich am 9. März 1901 zur Welt kam, war das Jahrhundert noch ganz jung. Meine frühesten Erinnerungen verbinden sich mit unserem Bauernbetrieb auf dem Loohof in Endingen. Wie es der Familienname andeutet, kamen die Vorfahren aus Würenlingen. Sie gehörten also nicht zu den alteingesessenen Geschlechtern Hug, Meier und Hauenstein. Der Loohof hatte trotz seiner Kleinheit ein eigenes Gepräge, nicht zuletzt wegen der konfessionsgeschichtlichen Entwicklung. Der Weiler war eine reformierte Enklave, die sich von der katholischen Stammgemeinde gelöst und schliesslich auch den Kirchengutsanteil ausbezahlt erhielt. Damit führten die Loohöfler eine eigene Schule, die in meiner Kinderzeit aber leider schon aufgehoben war. Die Reformierten gehörten zur Kirchgemeinde Tegerfelden, die Katholiken anfänglich zu Lengnau, später zu Unterendingen. Meine Mutter, Anna Birchmeier-Tommer, hielt als letzte der katholischen Pfarrgemeinde Lengnau die Treue. Niemand redete damals von Oekumene, aber wir im Loohof pflegten sie einträchtig. Die Birchmeier waren die einzigen Katholiken im Loohof und waren als Nachbarn gut gelitten. Die nachbarschaftlichen Beziehungen spielten gut, vor allem auch dann, wenn es galt, zugunsten eines erkrankten Nachbarn Hand anzulegen.

Meine früheste Erinnerung reicht ins Jahr 1904, als wir Scheune und Stall für den gewachsenen Bauernhof erweiterten und jene Einfahrt für Heuwagen erstellten, die heute noch existiert. Die Handwerker arbei-

teten auf der ‚Stör‘. Im eigenen Wald hatte man das notwendige Bauholz gefällt und im Winter mit den Pferden zum Hause gerückt. Mit Axt, Beil und Säge bearbeiteten die Handwerker die Stämme, bis sie ins Gefüge der Neubauten passten. Zur Entlohnung der Bauleute gehörte auch eine währschaftete Verpflegung. Sie war wichtig, denn es galt, die Zimmerleute bei guter Laune zu halten.

Mein Vater war zwar ein sehr schaffiger Mensch, aber es war ihm nicht möglich, mit der Familie allein den Hof zu bewirtschaften, solange die Kinder noch klein waren. Der Knecht verdiente seine 40 Franken, Freizeit gab es für ihn, wie auch für meinen Vater, nur am Sonntagnachmittag. Knechte zu finden, war nicht schwierig. Es gab so viele Verdingkinder, die keine grossen Erwartungen an das Leben stellen durften. Die waren froh, bei guten Meistersleuten ein Zuhause zu finden. Eine solide berufliche Ausbildung war ohnehin in den ländlichen Verhältnissen eher die Ausnahme. Für mich beispielsweise wurde die Frage nach einer Berufslehre gar nicht gestellt. Drei meiner Brüder hatten Freude an der Landwirtschaft und wurden Bauern. Erst der vierte und jüngste konnte beim Dorfschmied in die Lehre gehen. Die Grösse des Hofes kann ich in Zahlen nicht angeben. Mein Bruder Hans weiss da besser Bescheid. Aber wir hatten etwa 20 Kühe und immer zwei Pferde und viel Jungvieh, das war für die damaligen Verhältnisse ein Grossbetrieb. Wenn ich auf dem Schulweg an der Mühle vorbeikam, neckte mich etwa der Müller mit dem Spruch: ‚Da kommt die Grossbäuerin vom Loohof‘. Aufgrund einer ganz bestimmten Begebenheit ist mir die Zahl der Kühe in Erinnerung geblieben. Zur Familie gehörte auch ein Onkel, er kehrte nach einem kurzen Ehegastspiel im südbadischen Uhlingen in die Schweiz zurück. Er beanspruchte sein Erbteil und man einigte sich auf einen Drittel, das ihm zukommen sollte. Das bedeutete einen Drittel Wald, ein Drittel Kulturland, ein Drittel Vieh etc. Die Viehteilung fand auf einer Wiese unterhalb des Hauses statt. Die Kühe wurden auf die Weide getrieben, nummeriert und ich durfte Schicksal spielen, indem ich die Lose zog. Der Onkel liess sich im hintern Loohof nieder, wo seine Nachkommen heute noch wirtschaften.

Eine beträchtliche Fläche unseres Hofes war unter dem Pflug. Es wurde auf gute Fruchtfolge geachtet. Nach der Roggenernte beispielsweise wurde der Boden umgebrochen und eine Saat Weissrüben bestellt. Weissrüben waren ein begehrtes Viehfutter, sie lieferten aber auch einen wichtigen Rohstoff für das Sauerkraut. Stüdler und Esper waren eine Zwischensaat. Damit wurde ein qualitativ hochstehendes Grünfutter gewonnen. Die Getreidesorten waren die herkömmlichen: Weizen, Dinkel, Roggen, Hafer, Gerste. Verglichen mit heute waren die Erträge bescheiden. Es kam ja fast kein Kunstdünger zur Anwendung. Ein paar Säcke Chile-Salpeter mussten für das ganze Jahr genügen. Wir pflanzten

auch regelmässig kleine Parzellen Mohn an. Zur Blütezeit hoben sich diese Parzellen mit ihrer Farbenpracht deutlich von der Umgebung ab. Wenn die Kapseln den richtigen Reifegrad erreicht hatten, wurden sie abgebrochen und eingesammelt. Die Ölmühle in Böttstein war während des Winters in Betrieb, und dorthin brachten wir unsere Ernte zur Verarbeitung. Hanf und Flachs waren eher die Ausnahmen. Aber ich erinnere mich noch, dass wir Seilereien mit unsern Hanffasern belieferten.

Das Getreide wurde noch lange von Hand gemäht, zu Garben gebunden und in der Scheune bis zum Dreschvorgang gelagert. Das Dreschen mit dem Flegel wäre uns zu viel geworden. Weil uns der Strom fehlte, kam dann eben ein Drescher mit seiner fahrbaren Maschine auf die ‚Stör‘. Es war ein dampfmaschinenartiges Ungetüm, das uns tagelang mit seinem Gedröhn verfolgte. Auch für die Holzerei fehlte jede Maschine. Gertel, Axt und Säge waren die wichtigsten Werkzeuge der Holzfäller. Mit ihrer Hilfe wurden die Baumstämme zu Nutz- oder Brennholz verarbeitet. Auf dem ‚Studenbock‘ band man die Reiswellen. Eine wertvolle Hilfe waren die geländegängigen Pferde, mit denen das Langholz gerückt wurde.

Die Arbeit der Bauern war hart, aber doch irgendwie erträglich. Sie kamen auf sehr viele Arbeitsstunden, aber es ging ohne Hektik zu. Für die Stosszeiten hatten wir immer ausreichend Tagelöhner zur Hand. Ein

Bauer mit einem mittleren Hof und ohne grosse Schuldenlast konnte anständig leben, ja er brachte es vielleicht sogar zu einem bescheidenen Wohlstand. Die alten Leute meiner Jugendzeit stellten Vergleiche zu ihren eigenen Kinderjahren an und verwiesen auf die grossen Fortschritte. Meine Grossmutter starb 1912. Sie war 72jährig und schon längst eine Greisin. Ein hartes Leben hatte sie zermürbt. Jahrelang sass sie noch da und hatte kaum mehr die Kraft zum Stricken. Aber sie lebte noch gerne, weil es nun, wie sie sagte, viel angenehmer zu leben war. Sie hätte nun endlich jene Sorgen los, die ihr Dasein früher zu einem Kampf ums Überleben hatten werden lassen.



Wirtschaftlich gesehen war der Erste Weltkrieg für uns eine

Zeit. Der Vater musste nur für wenige Tage nach Luzern einrücken, dann wurde er dienstfrei erklärt. Meine Brüder waren für die Armee noch zu jung, aber doch schon volle Arbeitskräfte. So konnte der Hof mit eigenen Leuten bewirtschaftet werden. Die landwirtschaftlichen Produkte waren begehrt und erzielten rechte Preise. Im Kriege bewährte sich auch das gute nachbarschaftliche Verhältnis. Man half einander und stand sich gegenseitig bei. Ich erinnere mich noch gut an das Unglück, das die Familie Hug traf. Die Frau starb an der Geburt des dritten Kindes. Etwa zu gleicher Zeit erlitt der Familienvater einen Unfall. Da taten sich die Loohofbauern zusammen und besorgten gemeinsam die Heuernte der geprüften Nachbarsfamilie. Ich selber war dabei und wurde mit dem Heurechen eingesetzt.

Bäuerliche Marktwirtschaft

Wir hatten für die damaligen Verhältnisse eine ansehnliche Milchproduktion. Das dörfliche Absatzgebiet in Form von Hauslieferung war viel zu klein. Der Vater war auf Abnehmer ausserhalb der Gemeindegrenze angewiesen. Die ersten Milchliefereien dieser Art gingen nach Waldshut. Jeden Tag führte mein Vater die Milch mit dem Pferdegespann zur Station Siggenthal. Von dort erreichte die Lieferung den Waldshuter Händler auf dem Schienenweg. Vater musste die Milchzahlungen persönlich in Waldshut abholen. Er zeigte uns jeweilen die deutschen Goldstücke, die wir Kinder gebührend bestaunten.

Der Milchexport hörte mit Kriegsbeginn auf. Die eidgenössischen Behörden verboten ihn zur Sicherung der eigenen Landesversorgung. Vater fand eine neue Abnehmerschaft in Baden, nämlich die Milchhandlung Eichler an der Weiten Gasse. Wir brachten übrigens nicht nur die eigene Milch zur Station Siggenthal, sondern auch jene der andern Loohofer Bauern, mit denen Vater separat abrechnete. Etwa 25 Liter Milch gingen an Privatkunden, die gerade am Wege vom Wagen aus bedient werden konnten. Wichtig war die richtige Lagerung der Milch, damit sie den Transport Überstand. Die Abendmilch wurde in Kannen abgefüllt und über Nacht im Hofbrunnen aufbewahrt. Erst Ende der 20er-Jahre wurden sich die Bauern der ungenügenden Verteilerorganisation bewusst. Unter Anleitung des Bauernsekretariates in Brugg schlossen sie sich zu Selbsthilfeorganisationen zusammen und gründeten unter anderem die Milchgenossenschaft Endingen. Mein Vater war darüber froh. Der zeitaufwendige Transport hatte ihn sehr gefordert, und zudem war er 1925 beim Milchtransport noch verunglückt und hatte sich dabei ein Bein gebrochen.

Unser ganzes Gehöft war von mächtigen Bäumen umstellt. Sie boten einen grossen Sortenreichtum an Äpfeln, Birnen, Zwetschgen und

Kirschen. Es gab schon eine bescheidene Tafelobstauslese. Die zum Verkauf bestimmten Früchte wurden ebenfalls in der Station Siggenthal verladen. Die heute üblichen Harasse kannte man nicht. So wurde der Leiterwagen mit Stroh ausgelegt und darauf das Obst ausgebreitet. Mit Körben verluden wir dann die Äpfel in die Bahnwagen, dort ebenfalls auf eine Strohschicht. Kirschen waren eine Spezialität unseres Hofes. Lage und Boden waren dafür bestens geeignet. Für die Kirschenverwertung hatten wir eine grosse Privatkundschaft. Viele dieser Leute waren zur Zeit der Kirschenernte als Selbstpflücker bei uns. Zusätzlich konnten wir zweimal wöchentlich die Volksküche in Baden mit Früchten beliefern. Für den Absatz des Schlachtviehs verhandelte der Bauer direkt mit dem Metzger und dem Viehhändler. Sogar eine Viehversicherung existierte. Das war auch notwendig, denn es gab immer wieder einschneidende Verluste. Schweine und Hühner hielten wir nur zur Selbstversorgung.

Schulzeit

Die Schule begann um 8.30 und dauerte bis 11.30 Uhr, nachmittags von 13.00 bis 16.00 Uhr. Die eineinhalbstündige Mittagspause war für mich sehr kurz. Ich musste richtig nach Hause rennen, um am Nachmittag wieder zeitig im ‚Judenschulhaus‘ (Schulhaus West) zu sein. Für die Sekundarschule wechselte ich später ins Ostschulhaus. Ich ging gerne zur Schule. Da war ich unter gleichaltrigen Kindern, die mir Gesellschaft leisteten. Aber was noch wichtiger war: Ich musste weniger arbeiten. Schulferien bedeuteten für uns Bauernkinder volles Zupacken im Landwirtschaftsbetrieb. Wir waren 20 Kinder in unserer Klasse, eigentlich nicht viel beim Kinderreichtum der damaligen Zeit und der Grösse des Ortes. Die meisten Judenfamilien waren zu meiner Zeit allerdings schon weggezogen. An der Unterstufe beherrschte die Schiefertafel die Schularbeit. Die ersten zaghaften Versuche mit der Tinte waren in der zweiten Klasse fällig. ‚Anschauungsunterricht‘ war das Schlagwort der damaligen Zeit. Unser Erstklasslehrer, Gottfried Keller, hatte sich ihm ganz verschrieben. Die dritte und vierte Klasse absolvierte ich bei Fräulein Gertrud Heuberger. Sie besass, was für die damalige Zeit schon ausserordentlich war, auch das Sekundarlehrerpatent. Ihr ging der Ruf einer glänzenden Märchenerzählerin voraus. Sie war deshalb auch unter dem Namen ‚Märlirösi‘ bekannt. In der fünften Klasse wechselten wir zu Fleinrich Werder, dem zugleich die ganze Oberschule anvertraut war. Sein Unterricht begann immer mit einem Lied, das er mit der Geige begleitete. Den stärksten Eindruck aber hinterliess schliesslich der junge Sekundarlehrer Alfons Kalt, der uns mit seinen künstlerischen Fähigkeiten beeindruckte.

Der Schulunterricht war zwar obligatorisch, aber das Schulmaterial wurde nicht gratis abgegeben. Wir mussten es sogar weitgehend selber einkaufen. Am besten ging man zum Papierhändler Mühlebach

nach Tegerfelden. Der kleine Papierdorfladen wurde zum Ursprung der mächtigen Mühlebach AG. In der Schule bahnten sich dauerhafte Freundschaften an. Wir trafen uns auch regelmässig zu Sonntagsspaziergängen, und die Mädchen meiner Klasse kamen auch zu Besuch in den Loohof.

Ich hatte den längsten Schulweg und musste ihn vielfach allein zurücklegen. Für den Winter brachte der Schlitten eine gewisse Erleichterung.

Zwei Schulreisen habe ich erlebt. Und nur um zu zeigen, wie marschtüchtig die Leute damals waren: Als Erstklässler marschierten wir durch den Wald nach Turgi, dann ging's per Bahn nach Brugg, und von dort zu Fuss nach Vierlinden, und schliesslich den gleichen Weg zurück. Das waren sicher weit über 20 Kilometer. In der vierten Klasse war die zweite und letzte Schulreise. Ihr Ziel war die Habsburg. Dann brach der Krieg aus, und alle Sonderanlässe der Schule wurden gestrichen. 1914 liefen die Vorbereitungen für ein Jugendfest. Alle Schulabteilungen waren eifrig am Proben. Wir bereiteten einen Spinnradreigen vor. Wenige Tage vor dem Festtermin fielen die Schüsse von Sarajevo, die den Ersten Weltkrieg auslösten. Das Jugendfest wurde abgesagt.

Für alle Lebensbereiche war der Erste Weltkrieg ein entscheidender Einschnitt. Wir hatten ja Glück, denn die Schweiz blieb von Kampfhandlungen verschont. Trotzdem geriet das Leben durcheinander. Sekundarlehrer Alfons Kalt war monatelang im Militärdienst. An seiner Stelle unterrichtete Gebhard Teller. Die Lehrkräfte waren in ihren Bereichen tüchtig und konnten auch mit den Kindern umgehen. Die einzelnen Klassen waren klein, aber umso grösser die Abteilungen. Die Sekundarschule wurde dreiklassig von einem Lehrer geführt, was weit über 30 Schüler bedeutete. Nur ganz wenige gingen in die Bezirksschule, etwa nach Zurzach. Dieses Privileg blieb fast ausschliesslich den Knaben vorbehalten. Die Aufnahmepraxis in die Sekundarschule war sehr grosszügig. Heinrich Werder, dem neben der fünften Klasse noch die ganze Oberschule zugeteilt war, näherte sich der Pensionierung und konnte mit bestem Willen das grosse Doppelpensum nicht mehr ausreichend bewältigen. Also versuchte die Schulpflege, möglichst viele Fünftklässler in die Sekundarschule zu bringen.

Und die Nachschulzeit: Viele mussten direkt in den Arbeitsprozess. Das waren die billigen Arbeitskräfte für die Industrien in Baden, bei Bucher Guyer in Niederweningen, in der Holzindustrie im Aaretal und in der Sodafabrik Zurzach. Für die vielen Bauernbuben war der Weg ohnehin vorgezeichnet. Einige von ihnen durften wenigstens die landwirtschaftliche Winterschule in Brugg besuchen. Beliebt war auch das Welschlandjahr. Der einzige gängige Mädchenberuf war Schneiderin.

Eine obligatorische Weiterbildung war die Bürgerschule. Sie wurde zuerst als ‚Nachtschule‘ später als Samstagnachmittagbetrieb geführt. Die Burschen erhielten etwa fünf praxisbezogene Lektionen, mit einfacher Korrespondenz, Buchhaltung, Staatskunde etc.

Vereine, Feste, Spiele

Die kurze Freizeit der Bauern spielte sich im Dorf ab, etwa in der Wirtschaft oder in den Vereinen. In unserer Familie lebten die Schützentraditionen. Auch der Turnverein, die Musikgesellschaft und der Männerchor hatten ansehnliche Mitgliederzahlen. Im ‚Rössli‘ hängt heute noch ein Bild des Männerchors aus damaliger Zeit. Vereinsanlässe waren dörfliche Höhepunkte. Die Fasnacht kam besonders gut an. Bis 1914 hatten die Juden ihren eigenen Fasnachtsanlass, der zeitlich nicht mit dem unseren zusammenfiel. Der Fasnachts-Montag war Höhepunkt des närrischen Treibens. Kinder und Erwachsene zogen durch die Gassen und machten ihre Hausbesuche. Auf dem Platz vor dem ‚Surbtal‘ war die ‚Wibermühli‘ aufgebaut, wo Frauen und Mädchen durch eine Attrappenmühle geschleust wurden. Wir hatten im Dorf richtige Fasnachtsoriginale die in diesen Tagen völlig ausflippten. Der erste Weltkrieg und die anschliessende Grippezeit bewirkten einen mehrjährigen Fasnachtsunterbruch.

Einfache Freizeitvergnügen und Bräuche rahmten den Alltag ein und gaben ihm Farbe. Auf dem Platz vor dem ‚Surbtal‘ trafen sich am Sonntag die Kinder. Sie brachten Nüsse mit und machten das Höcker-spiel. Mit einer Kugel mussten die Viererhöck auf Distanz getroffen werden. Je nach Treffsicherheit wechselten die Nüsse ihre Besitzer. Die Kinder hatten bei diesem Spiel eine grosse Ausdauer, sie verweilten sich stundenlang. Der Eiertütschet von Ostern hat sich bis heute erhalten. Er ging nach der Regel Spitz auf Spitz und Gupf auf Gupf. Daneben existierte noch ein anderes Eierwettspiel. Das Osterei musste zwischen Daumen und Zeigefinger gehalten werden. Der Gegenspieler hatte nun mit einer Münze das Ei so genau zu treffen, dass das Geldstück sich durch die Schale bohrte und im Eiweiss stecken blieb. Je nach Ergebnis wechselte dann das Ei oder das Geldstück den Besitzer.

Am Karsamstag wurde auf dem Friedhof das Osterfeuer entfacht. Jeder Schuljunge brachte von zu Hause ein grosses Holzstück mit und liess es im Feuer anbrennen. Der Pfarrer sprach über das Ganze den Segen. Das geweihte Holz brachte man nach Hause und bewahrte es als religiöses Symbol auf. Wenn Gewitter oder Hagel drohten, legte man das Scheit ins Feuer und erbat sich so den besondern Schutz Gottes. Dem gleichen Zweck dienten die geweihten Palmzweige. Der 15. August war der Tag der geweihten Kräuter. Es war unser ganzer Stolz, möglichst

schöne ‚Chrüterbuschle‘ zusammenzustellen. So suchten wir die Wiesen und Waldränder nach Schafgarben, Tausendgüldenkraut und Minzen ab. Neue Häuser wurden durch den Pfarrer eingeseget. Auf Hausbesuch kam der Pfarrer auch, wenn in der Kirchgemeinde eine ‚Missionswoche‘ durchgeführt wurde. Er oder der Sigrist begleiteten auch den Kapuziner auf der alljährlichen Hauskollekte. Zu uns kam der Kapuziner jeweils in Begleitung des Sigrists. Wir im Loohof waren die letzte Station ihres Rundgangs. Es gehörte zur Tradition, dass sie bei uns bewirtet wurden. Dabei soll es auch etwa recht weltlich fröhlich zugegangen sein. Jedenfalls hat sich hinterher einmal der Ortspfarrer bei meinem Vater beschwert, der Kapuziner sei bei seiner Rückkehr so angeheitert gewesen, dass er aus eigener Kraft nicht mehr die Treppe hochgekommen sei.

Heiraten

Die Eltern richteten sich auf eine frühe Heirat ihrer Töchter ein. Warum dieses tiefe Heiratsalter? Ein Grund war sicher die Unselbständigkeit der Mädchen wegen der fehlenden Berufsausbildung. Heirat bedeutete Versorgung und das war in Zeiten materieller Unsicherheit ein sehr erstrebenswertes Ziel. Die Heiratsvorbereitungen begannen lange, bevor ein Mann in Aussicht stand. Es wurden Wäschevorräte angelegt, Leintücher mit Bordüren und Initialen versehen. Mit der Heirat musste die Aussteuer bis ins kleinste Detail stimmen. Bei der Partnersuche spielte die Religion eine wichtige Rolle. Man heiratete nicht über die Abschnittsgrenze hinaus. Der zweite Punkt betraf das Auskommen. Eine gute Partie war es dann, wenn ein gewisses Auskommen in Aussicht war, auch der Charakter und gegenseitige Zuneigung spielten eine grosse Rolle. Schliesslich sprachen auch die Eltern ein gewichtiges wenn nicht entscheidendes Wort mit.

Wenn sich im Geheimen ein Liebesverhältnis anbahnte und die Sache doch irgendwie ruchbar wurde, legten die Burschen in der Nacht eine Sägemehlspur vom Hause des Freiers zu jenem der Erkorenen. Natürlich wurde damit auch viel Unfug getrieben, um es in der Gerüchteküche brodeln zu lassen. Zu meiner Zeit gab es auch noch das Brautfuder. Zwei Pferde zogen das Gespann, das mit der Aussteuer beladen war. Darauf thronte auf einem Kanapee das Brautpaar. Ging die Fuhre zum Dorf hinaus, waren an bestimmten Stellen Seile gespannt, und der Bräutigam musste sich loskaufen. Eigentliche Verlobungen gab es gar nicht. Es war auch nicht üblich, die Ringe schon vor der Hochzeit zu tragen. Der Hochzeitstag selber war sehr einfach gehalten. Zuvor war das Ereignis dreimal in der Kirche verkündet worden. Die Trauung durfte erst stattfinden, wenn das Paar den Brautunterricht ordnungsgemäss besucht hatte. Die Hochzeit in der eigenen Pfarrkirche war eher die Ausnahme. Die Paare scheuten das Ausgestelltsein und zogen deshalb eine auswärtige

Trauung vor. Die Katholiken verreisten üblicherweise nach Einsiedeln oder Maria Stein. Auch meine Eltern heirateten 1896 in Einsiedeln. Sie fuhren mit dem Zug dorthin, gerade nur von den Zeugen begleitet und kehrten des Abends wieder in den Alltag zurück. Hochzeitsreisen wurden erst in den 20er-Jahren üblich.

Auch die Taufen waren einfach. Sie wurden möglichst bald nach der Geburt in der Pfarrkirche vollzogen. Die kleine Taufgesellschaft wurde anschliessend zu Hause bewirtet. Der Taufgang erfolgte zu Fuss, der Säugling wurde getragen. Später allerdings zog man mit Ross und Wagen aus.

Gesundheit, Krankheit, Tod

Der Tod gehörte zum Leben. Die Leute starben zu Hause, betreut vom Dorfarzt und den Angehörigen. Soweit ich mich zurückerinnern kann, gab es in Endingen immer einen Arzt. 1918 starb der noch ganz junge Dr. Weibel an der berüchtigten Grippe. Sein langjähriger Vorgänger Dr. Keller war ein sehr tüchtiger Dorfarzt, der sich weit über seine medizinische Tätigkeit hinaus um das Wohlergehen der Menschen kümmerte. Er war stets mit Hund, Pelerine, einem grossen Hut und dem Velo unterwegs. Dr. Keller versuchte sich auch in Gesundheitserziehung. Er rügte die dörfliche Inzucht, die einseitige Kost, die ungenügend gelüfteten Wohnungen. Grosse Erfolge konnte er dabei kaum verzeichnen. Ganz schlimm war übrigens die Tuberkulose. Eine wirksame medizinische Bekämpfung gab es nicht. So siechten die Leute dahin und steckten ihre Hausgenossen an. Ich erinnere mich, dass in Unterendingen nach und nach eine ganze Familie ausgelöscht wurde. War ein Todesfall vorauszusehen, holte man den Pfarrer, der im Ornat zum Versehgang kam. Wenn er sich dem Hause näherte, empfing ihn die Familie bei der Türe und kniete nieder. Der Tote wurde im Haus aufgebahrt. Die Nachbarn hielten Totenwache und beteten. Wir Kinder mussten für diesen Dienst verschiedene Male ins Degermoos. In der Stube des Trauerhauses beteten wir dann zusammen mit den Erwachsenen drei Rosenkränze.

Schweren Krankheiten stand man machtlos gegenüber. So starben viele Leute schon als Kinder oder im besten Alter. Von Vaters Geschwistern waren vier als Kinder gestorben, auch in der Familie meines Mannes gab es etliche Kindertodesfälle. Vieles musste der ungenügenden Ernährung und der misslichen Hygiene zugeschrieben werden. Sogar die Spitäler machten da keine Ausnahme. Das Kindbettfieber wurde zwar erfolgreich bekämpft, aber viele Frauen bekamen ‚böse Brüste‘. Ein Beispiel zur Hygiene: Wie mir meine Mutter erzählte, kannte man um die Jahrhundertwende den Kindernuggi noch nicht. Die Mütter machten einen Brei aus aufgeweichtem Brot und gelbem Zucker. Das Ganze pack-

ten sie in ein Leinentüchlein, verschlossen es zu einem kleinen Säckchen und steckten es den Kindern in den Mund. Und das zu wiederholten Malen! Die Hebammen hatten viel guten Willen, aber auch ihr Ausbildungsstand war bescheiden. In Endingen wirkte Frau Mühlcbach, die auch mir beistand. Sie war tüchtig und gewissenhaft. Aus ihrer reichen Erfahrung verfügte sie über viele erprobte Hausrezepte, wobei sie den Wöchnerinnen vor allem den Frauenmäntelitee verschrieb.

Eine Schreckenszeit war die Spanische Grippe 1918. Ausgerechnet als das Kriegsende in Sicht war und die Leute aufzuatmen begannen, breitete sich diese unheimliche, unbekannte Krankheit aus. Das erste Grippeopfer war unser beliebter Dorfarzt Dr. Weibel. Mit zwei Toten kam unser Dorf glimpflich weg, aber landesweit waren es Tausende, die ihr zum Opfer fielen. Die Krankheit war sehr ansteckend, und deshalb wurden alle Zusammenkünfte verboten. Die Leute bekamen Halsweh, dazu hohes Fieber mit Lungenentzündung. Der kritische Punkt war schon nach wenigen Tagen erreicht. Als Hausmittel gegen Ansteckung galt der Knoblauch und viel Tee trinken. Am schlimmsten wirkte sich die Krankheit in der Armee aus, die wegen des Generalstreiks nicht demobilisiert werden konnte.

Als Frau an der Seite des Gemeindeammanns

Schon bald nach meiner Heirat wurde mein Mann, Franz Keller, Gemeindeammann in Endingen. Er blieb es über Jahrzehnte hinweg bis zu seinem Tode 1955. Was soll ich kurz über die neue Lebenserfahrung auf dem Buck berichten? Sie hat mich in vieler Hinsicht bereichert. Im Loohof war alles sehr abgeschieden, sehr einsam. Das Dorf kam mir viel belebter vor. Ein guter Teil der nebenamtlichen Gemeindeammanntätigkeit spielte sich bei uns zu Hause ab. So war ich in alle Probleme cinbezogen. Viele klagten mir ihr Leid, und manches wurde dadurch begreiflicher und verständlicher. So erweiterte sich der Horizont. An Verdruss mangelte es auch nicht. Immer wieder wurde mein Mann von dringenden Hofarbeiten weggerufen. Einmal waren wir am Dreschen, als Vater Granella kam und darauf bestand, dass mein Mann unverzüglich zu einem Augenschein für ein neues Wegstück aufbrach. Die schwere Arbeit blieb an mir und meinen Kindern hängen. Ein ander Mal hatten wir eine Kuh, die sich nur von meinem Mann melken liess. Aus amtlichen Gründen kam er nicht zur Fütterungszeit nach Hause. Die Kuh brüllte in ihrer Not, und unser ältester Sohn, der nichts unternehmen konnte, war verzweifelt. Es war alles andere als heile Welt, die mir da auf amtlichem Wege begegnete. Etliche Familien lebten wirklich im Elend, und die öffentliche Hilfe reichte zur Linderung bei weitem nicht aus. Aber mein Mann war für Ratsuchende und Hilfebedürftige immer zu sprechen.

Als mein Mann Gemeindeammann wurde, erhielt Endingen auch erstmals einen hauptamtlichen Gemeindeschreiber. Daneben gab es immer noch so eine Art Schattenkabinett. Das waren fünf Dorfprominente, die ohne bestimmten rechtlichen Auftrag direkten Einfluss auf die politischen Geschehnisse des Ortes nahmen. Das mochte in Zeiten schwacher Führung noch hingehen. Mein Mann aber beanspruchte die volle Exekutive für den Gemeinderat. Das trug ihm nicht lauter Freundschaften ein. Er war für seine Zeit sicher ein tüchtiger und fortschrittlicher Politiker, aber er hatte nicht die Geduld, mit kleinen Schritten auf ein Ziel zuzugehen. So erkannte er sehr früh die Notwendigkeit einer landwirtschaftlichen Güterregulierung. Sein Projekt kam aber um Jahre zu früh, deshalb verlor er die entscheidende Abstimmung. Solche Niederlagen verkraftete er schlecht, und mitunter konnte er sehr heftig reagieren. Zugute kam ihm seine Schaffenskraft. Zur abendlichen Gemeinderatssitzung gehörte der anschliessende Jass bis Mitternacht, und morgens 5 Uhr war er schon wieder mit der Sense unterwegs. Er schöpfte aus dem Vollen, lebte intensiv und trieb auch Raubbau mit den Kräften. Mit den Jahren verstrickte er sich auch etwa in sein Amt. Da wurde es für ihn recht schwer, Persönliches und Sachliches auseinander zu halten. Trotz aller Anfechtungen Überstand er dank seiner Tüchtigkeit und seinem soliden Freundeskreis auch die turbulentesten Wahlen.

Tod am Tallenbach

Schlimm war das Unglück im Tallenbach beim Judenfriedhof. Dort betrieb ein Arbeiter eine Kiesgrube. Es waren ärmliche Verhältnisse. Die Familie mit ihren sechs Kindern wohnte in einer Hütte gleich neben der Abbaustelle. Der verhängnisvolle Tag war im März 1925. Ein Kind war nach Endingen geschickt worden, um Milch zu holen. Der Vater war noch in der Kiesgrube tätig, wo er umfangreiche Sprengungen vorbereitet hatte. Die Zündung brachte eine unerwartet verheerende Wirkung. Der ganze Hügelvorsprung geriet in Bewegung und begrub die Wohnhütte mit Frau und fünf Kindern. Für die aufgebotenen Feuerwehren gab es nichts mehr zu retten. Sie mussten sich damit begnügen, die sechs Toten zu bergen und den verschütteten Tallenbach wieder freizulegen. Mein Mann war bei den Rettungsarbeiten dabei, aber er mochte hinterher über seine Erlebnisse nicht erzählen, es sei zu schlimm gewesen.

Das Unglück machte tiefen Eindruck: Die Mutter mit den fünf Kindern, die Abgelegenheit des Unglücksortes, die Ärmlichkeit der Verhältnisse, der Vater als Verursacher, das alles verdichtete sich zu einem Geschehen von besonderer Tragik. Die Toten wurden in einem gemeinsamen Grab auf dem Friedhof Lengnau beigesetzt. Sechs dürftige Holzkreuze erinnerten noch über viele Jahre an das Verhängnis.

Der unglückliche Vater wurde später wegen fahrlässiger Tötung verurteilt und für kurze Zeit eingesperrt. Was aus ihm und dem einzigen überlebenden Kind geworden ist, weiss ich nicht.

Das Jahrhundert-Unwetter

1931 erlebte ich das Jahrhundert-Unwetter. Es überstieg in seinen Ausmassen alles vorher und nachher Erlebte. Am Abend war ich noch im Baumgarten hinter dem Hause und nahm die Wäsche von der Leine. Es herrschte gewitterhaftes Wetter. Die aufsteigenden Wolkenwände erschreckten mich. So dicht und so schwarz hatte ich sie noch nie gesehen. Der Ausbruch des Unwetters zog sich noch dahin. Wir glaubten schon, das Unheil würde sich verziehen und gingen zu Bett. Auch als dann der Regen niederprasselte, massen wir der Sache nicht die notwendige Aufmerksamkeit bei. Blitz und Donner hielten sich in Grenzen. Das eigentliche Verhängnis lag darin, dass die Regenfälle sich über das ganze Surbtal und das angrenzende Aare- und Rheintal erstreckten, dass sie von einer unwahrscheinlichen Ausgiebigkeit waren und lange andauerten. So kam die Überschwemmung rasch und bedrohlich. Wir hörten die Hilferufe aus den tiefer gelegenen Dorfteilen. Die Surb hatte das Bett verlassen und wälzte sich als trüber Strom durch die Marktgasse. Der Lochbach staute sich zurück in die Weidgasse. An den Hängen wurde jeder Feldweg zum Bachbett. Feuerwehr und freiwillige Helfer retteten, was zu retten war und was in ihren bescheidenen Kräften lag. Am Morgen war der Spuk vorbei. Zurück blieben die schweren Verwüstungen. An irgendeine Ernte in der Talsohle war in diesem Jahr nicht mehr zu denken. Die Saaten waren weggeschwemmt, die Felder mit Geröll übersät. Im Surbquartier waren die Keller und Erdgeschosse der Häuser schwer mitgenommen.

Der Grabstein weg

Einen Unglücksfall ganz anderer Art hatte ich viel früher als Kind erlebt. Ich war auf dem Heimweg von der Schule. Bei der Mühle verliess ich den Weg und strich – wie ich es oft tat – den nahen Felsen entlang. Dort wuchsen immer besonders schöne Blumen, und dort konnte man im Vorfrühling das Laub zum Rascheln bringen. Doch diesmal überfiel mich von der Anhöhe ein markdurchdringender Schrei. Bevor ich in Panik davonrannte, nahm ich noch wahr, dass es der alte Bildhauer war, der mit allen Zeichen der Verzweiflung auf dem Wiesenband ob dem Felsen stand. Ich hastete nach Hause und kam völlig verängstigt auf dem Loohof an. Dort erfuhr ich die Zusammenhänge. Der Sohn des Bildhauers war beim Holzen tödlich verunglückt und sein Vater hatte auf diese Art seinem Schmerz Luft gemacht. Die Unglücksstelle im Wald ist noch heute mit Gedenkstein und Inschrift markiert. Der angrenzende Waldweg trägt den Namen ‚Grabsteinweg‘.



Trudy Deppeler-Werder, 1910, Tegerfelden. Auf elterlichen Wunsch Lehre als Damenschneiderin, infolge Heirat Bäuerin und aus Liebe und Leidenschaft Gärtnerin. Während einigen Jahren Bezirkspräsidentin der Landfrauen.

Dem Sturz in die Surb folgte noch manch Lebensabenteuer

*Prägende Erlebnisse aus Endingen, Rietheim,
Tegerfelden und in der Fremde*

Als fünftes Kind von Heinrich Werder und Lina geb. Deppeler aus Tegerfelden wurde ich am 25. März 1910, Karfreitag, in Endingen geboren.

Mutter hatte bei ihrem Bruder, der eine kleine Gaststube führte, den Haushalt und die Bedienung der Gäste besorgt. Dasselbst lernte sie unsern Vater kennen, der sich zu jener Zeit in einer Notlage befand. Seine Familie bestand aus ihm, seinem Bruder Otto, dem Grossvater und dessen taubstummen Bruder Wilhelm, sowie deren, an grauem Star leidenden Schwester Regula, genannt Rägi. Da ihnen das Wohnhaus abgebrannt war, mussten sie sich mit einer zufällig freigewordenen Dreizimmerwohnung zufriedengeben. Diese befand sich ein paar hundert Meter von dem vom Feuer verschont gebliebenen Stall und der Scheune entfernt.

Als Vater und Mutter im Jahre 1903 heirateten, zog Grossvaters Bruder Wilhelm zu einer auswärts lebenden Schwester, und Bruder Otto brachte den Mut auf, mit zwanzig Franken im Sack nach Zürich ,auszuwandern. Mehrmals erzählte er mir, wie er mit einem Bündeli, worin ein Hemd und eine Hose steckten, in Zürichs Strassen herumgetrottelt sei. Anfangs Nacht habe ihn ein Soldat der Heilsarmee gefragt, ob er etwas suche. Er, Otto, habe ihm dann gesagt, dass er das erste Mal in seinem Leben in der Fremde sei und nicht wisse, wohin er gehen solle. Darauf

habe ihn der Soldat in eine Heilsarmeeunterkunft mitgenommen. Schon am nächsten Tag beschaffte ihm die Heilsarmee Arbeit als Strassenwischer. Später fand Otto seinen Weg selbst. Er unterstützte aber sein Leben lang die Heilsarmee so gut wie möglich.

Unsere Mutter war eine tapfere, hilfsbereite und gütige Frau. Das erlebten wir Kinder schon in unserer Kindheit und später immer bewusster. Sie war uns ein Vorbild. Sie lebte christliche Nächstenliebe in der Familie, in der Nachbarschaft, Verwandtschaft, kurz überall wo es ihr möglich war.

Mutter hatte nach einigen Haushalt- und Servicestellen noch Glätterin gelernt. Dieser Beruf erwies sich als sehr nützlich. Bald nach der Hochzeit bügelte sie für Juden und manchmal auch für Christen weissgestärkte Hemden. In Endingen wohnten zu jener Zeit viele Juden, deren Frauen sich nicht mit dem mühsamen Bügeln abplagen mussten. Mutter war froh um den kleinen Nebenverdienst, denn das Bauerngewerbelein war klein, die Einnahmen karg und die Familie gross. Ausserdem wollte Mutter keine Schulden haben und niemandem zur Last werden. Vorerst sparte sie die ‚Glättibatzen‘ für Rägis Augenoperation. Danach konnte sie wieder mithelfen im Haushalt.

Im Jahre 1904 kam das erste Kind zur Welt und der Wohnraum wurde noch knapper. Erst im Jahre 1912, als wir schon unserer sechs Kinder waren, konnten die Eltern ein älteres Bauernhaus im Rank kaufen. Mein kleiner Bruder war gerade zwei Wochen alt, als wir dort einzogen. Der Grossvater starb noch vor dem Zügeln und so lebte nur noch Rägi mit uns.

Im Rank

Ja, die Rankstrassc oder einfach Rank genannt war ein Quartier für sich. Hier wohnten Juden, Reformierte und Katholiken friedlich neben- und miteinander. Wir wurden in die schon bestehende Gemeinschaft aufgenommen und Mutter blieb auch hier ihrem Grundsatz treu, jedermann zu helfen, der in Not oder Bedrängnis war. Sie hielt uns Kinder ebenfalls dazu an.

Obschon die Kinder jener Zeit überall im Haus und auf dem Felde mithelfen mussten, blieb an Sommerabenden und Sonntagen Zeit zum Spielen und zum Streiten. Kinderstreitigkeiten erledigten sich im Rank von selbst, da sich die Erwachsenen nicht einmischten.

Wenn die grossen Buben ‚Brütschi‘ (Ballspiel) machten, durften wir Mädchen zusehen. Flog der Ball in einen Garten, hiess es: ‚Göhnd de Ball go usehole!‘

Von allen Rankbewohnern ist mir eine liebe, junge Nachbarin noch besonders gut in Erinnerung. Sie war Weissnäherin. Wenn ihre Familie auf dem Feld war, rief sie mich, und ich durfte die weissen mit zarten Spitzen verzierten Blusen ansehen, die sie für die Firma Zuberbühlcr in Zurzach nähte. Ich plauderte gerne mit ihr und schaute ihr zu, wie sie mit flinken Händen nähte. Die fertigen Blusen musste sie nach Zurzach bringen und das natürlich zu Fuss.

Was mir im Frühling 1915 passierte, werde ich mein Leben lang nicht vergessen. Es hatte tagelang geregnet und die Surb führte Hochwasser. Sie floss nur wenige Meter von unserem Haus entfernt vorbei. Irmgard, auch ein Rankmädchen, und ich wurden einig, Steine in die Wassermassen zu werfen. Wir füllten unsere Schürzen mit Steinen und warfen sie, auf dem Brücklein stehend, in die hochgehende Surb. Hei, wie gab das Spritzer! Dann kam ich auf die Idee, an den Stangen des Brückengeländers zu turnen. Gedacht, getan! Aber da war auf der andern Seite des Geländers kein Boden mehr! Ich selbst weiss nur vom Erzählen meiner Mutter, dass mich der damalige Gemeindeammann Heinrich Meier, vom letzten Haus im Rank, aus dem trüben Hochwasser herausgefischt hat. Auf den Armen von Rese Jörgeli, einem andern Rankbewohner, kam ich wieder zum Bewusstsein. Mein Vater war an der Grenze im Militärdienst. Ich musste zwei Tage im Bett bleiben. Das war keine Kleinigkeit für ein Quecksilber, wie ich oft genannt wurde. Fortan war ich für die Rankbewohner nur noch der Fisch.

Viele Jahre später, ich war schon aus der Schule, wollte ich ein paar alte, rot und schwarz geringelte Strümpfe wegwerfen, die ich beim Aufräumen fand. Mutter protestierte energisch: ‚Dye bliebet do. Du häsch sie aghaa, wo du i d’Surb iegfalle bisch!‘

Inzwischen waren noch zwei Schwestern angekommen und Vater oft an der Grenze, es war ja Krieg. Die Arbeits- und Sorgenlast wurde für Mutter fast unerträglich. Das war wohl der Grund, warum mich meine Gotte, Lina Rudolf aus Rietheim, eines Tages abholte.

Rietheim – mein neues Zuhause

Meine Gotte war Arbeitsschullehrerin und lebte mit ihrem Vater Theodor Rudolf, Lehrer, in einem kleinen Haus direkt an der Bahnlinie. (Es steht noch heute.) Nur ein Fussweg lag dazwischen. Für mich war eine so kleine Lebensgemeinschaft ganz neu. Bis jetzt hatte ich mit sieben Geschwistern, den Eltern und dem alten Bäsi Rägeli zusammen unter einem Dach, am gleichen Tisch gelebt.

Ich durfte oft mit der Gotte zur Arbeitsschule und lernte dort stricken, sticken und nähen. Ich weiss noch gut, wie der Ohrenwärmer

aussah, den ich für meinen Vater strickte, damit er beim Wachstehen an der Grenze weniger an die Ohren frieren musste.

Hin und wieder nahm mich der Vetter mit zur Schule. Die Siebent- und Achtklässler wollten mich immer bei sich haben, weil der Vetter in meiner Anwesenheit nicht so streng war, wenn geschwätzt oder gelacht wurde. In diesem Kriegswinter, 1916/17, durfte ich die Gotte manchmal begleiten, wenn sie den am Rhein stationierten Soldaten Kaffee und Kuchen brachte. Da ertönte ein lautes Bravo bei unserer Ankunft.

Hier in Rietheim lernte ich, dass es noch andere Interessen gibt, als bei uns zu Hause. Der Vetter besass zwei grosse Bienenhäuschen und ich sollte viel Honig essen, damit ich gross und stark würde. Im Grien, in der Rheinebene, durfte ich mein eigenes Gärtchen haben. Die Erde war weich und sandig und das Hacken ging leicht. Ein grosses Spargelfeld gab viel Arbeit. Zunächst das Bepflanzen und dann das tägliche Spargelstechen während der Erntezeit. Die Knospen durften nicht grün werden. Meistens kam die Gotte vom Feld zurück, wenn ich zur Schule musste. Die erntefrischen Spargeln brachte sie nach Zurzach in die Hotels. Ich lernte hier Spargeln essen und lieben.

Die Zeit verging schnell, und ich fühlte mich wohl bei der Gotte und dem Vetter, der inzwischen pensioniert war. In der Schule kam ich gut voran. Vielleicht weil ich in den vergangenen Wintermonaten reichlich ‚Schulstubenluft‘ geschnuppert und manches mitbekommen hatte.

Wieder Zuhause

Im Herbst 1917 fand meine Mutter, es sei Zeit, dass ich wieder nach Hause zurückkehre. Die Umstellung fiel mir nicht leicht. Meine älteren Schwestern Lisely und Berti halfen nach der Schule bei fremden Leuten im Haushalt. Lisely bei Fräulein Heuberger, sie war Lehrerin in Endingen, und Berti bei Familie Steinacker, die den Volgladen führte. Lineli und ich halfen daheim, so gut es uns möglich war. Manchmal konnten wir für ältere Frauen im Rank Botengänge machen und da gabs hin und wieder einen Batzen oder ein Zuckerli. In meinem letzten Sekundarschuljahr hütete ich an Sonntagen den kleinen Karli von Frau Umbricht, die zu jener Zeit Wirtin im Rest. Heimat war. Die beiden älteren Söhne von Frau Umbricht waren sehr klug und wenn Karli eingeschlafen war, diskutierte ich gerne mit ihnen, wobei ich mir wünschte, so gescheit zu sein wie sie. Einer wurde ein bekannter Frauenarzt in Zürich, der andere unter anderem Verwaltungsratspräsident von Ciba-Geigy und der Weltbank.

Lehr- und Wanderjahre einer Schneiderin

Für meine Mutter stand es schon lange fest, dass ich Schneiderin lernen würde. ‚In einer so grossen Familie gibt es immer was zum Schneidern, Flickern und Ändern und später, wenn du einmal verheiratet bist, kannst du es gut gebrauchen‘, sagte sie.

Da in Endingen keine Lehrstelle zu finden war, mussten wir auswärts suchen. Es fand sich eine Lehrmeisterin, Frau Mäder, in Zurzach. Sie war eine gute und freundliche Frau. Ich musste, wie übrigens auch die Bezirksschüler, den Weg nach Zurzach zu Fuss gehen. Damals war ein Fussmarsch von anderthalb Stunden keine besondere Leistung. Am Abend legten wir den gleichen Weg nochmals zurück und dies bei jedem Wetter, Sommer und Winter.

In Zurzach besuchte ich zweimal pro Woche den Konfirmandenunterricht von 17 bis 18 Uhr. Im Sommer war das nicht schlimm, aber im Winter war es um diese Zeit schon dunkel und die Bezirksschüler längst zuhause. Es war nicht gerade ein Vergnügen, allein durch den Wald zu gehen. Autos kamen sehr selten. Hin und wieder flitzte ein Velofahrer an mir vorbei. Wie auch immer, die zwei Jahre Lehrzeit gingen vorbei und nach der Berufsprüfung stellte sich die Frage, was nun? Mutter bat mich, bis zum Herbst daheim zu bleiben. So konnte ich die Kleider ausbessern, grösser machen, ändern und zu Bäsi Rägi schauen, während Mutter in den Rebbergen arbeitete und die beiden kleineren Schwestern in der Schule waren.

Mein erster Arbeitsplatz

Im September 1927 zog ich nach Sarmenstorf ins Schneiderinnenatelier Stutz. Bei der Inhaberin Fräulein Stutz wohnte noch ihr achtzigjähriger Vater und ihre Nichte Margi, die an Knochentuberkulose erkrankt war. Bald nach meinem Antritt musste sie ihr krankes Knie operieren lassen. Als sie aus dem Spital entlassen wurde, brachte sie die herausoperierten Knieknochenteile in einem Glas, eingelegt in Alkohol, nach Hause und ein sichtlich verkürztes Bein. Tagelang stand das Glas auf dem Fensterbrett in ihrem Zimmer und sie starrte es immer wieder an. Eines Abends sagte sie zu mir: ‚Hol im Schopf e Schuufle und chomm mit mir i di alti Chiesgrube‘. Dort angekommen, bat sie mich, ein Loch zu schaufeln. Dann nahm sie das Glas mit den Knochen in die Hand und schrie: ‚Du cheibe Säubei häsch mis Läbe verpfuscht!‘ Dann warf sie es voll Verachtung in das Loch. Ich musste es zudecken, und sie sagte fest entschlossen: ‚Jetzt mues ich neu afange!‘ Von diesem Abend an haben wir nie mehr über das Bein und auch nicht über das Erlebnis in der Kiesgrube gesprochen. Mich beeindruckte das dramatische Ereignis ungeheuer und ich 85 musste in schweren Zeiten oft an Margi und ihren Mut denken.

Auf einer ganz andern Ebene erlebte ich Fräulein Stutz, meine Arbeitgeberin. Da gab es viel Arbeit! Bei Trauerfällen musste halbe Nächte durchgearbeitet werden, aber ich hörte nie ein Dankeschön oder ein aufmunterndes Wort. Ich bekam keinen Lohn, dafür frei Kost und Logis. Frl. Stutz geizte nicht nur mit Anerkennung und Dank, sondern auch mit dem Essen. Selbst Kartoffeln wurden abgezählt. Ich wagte nie ein zweites Mal zu schöpfen, weil sie im voraus erklärte: ‚Oh, das isch fein, das langet grad no für morn!‘

Zum Glück durfte ich an Sonntagen zu Ida Baur, die einst in Endingen gedient hatte und nun hier in Sarmenstorf im 1 lause ihrer Schwester lebte. Von ihr bekam ich manch gutes ‚Mümpfeli‘, das mir die ganze Woche noch gut tat.

Als ich an Pfingsten nach Hause durfte, befahl mich eine Ohnmacht. Der Arzt stellte Unterernährung fest. Ich höre noch heute, wie er zu Mutter sagte: ‚Schicked sie nu wieder a dä Platz zrug, wänn ihr sie im Sarg hole wänd!‘

So verbrachte ich den Sommer daheim im Rank. Arbeit hatte ich genug. Die drei ältern Schwestern waren fort an Haushaltstellen, der grosse Bruder Robert wurde überall als ‚Chommer z’Hilf‘ gerufen.

In der welschen Schweiz

Eine liebe Bekannte vermittelte mir eine Stelle in einem Genfer Couture-Atelier. Ende August 1928 traf ich dort ein, nur mit meinem Sekundarschulfranzösisch ausgerüstet. Im Atelier wurde ausschliesslich französisch gesprochen und ich merkte, dass praktisch nur Haute-Couture gearbeitet wurde. Ich fühlte mich in diesen vornehmen Kreisen nicht wohl. Ich konnte den Luxus nicht bewältigen, wenn ich an die bescheidenen Verhältnisse meines bisherigen Lebens dachte. Selbst für ein schlichtes Kleidchen oder Mäntelchen waren wir dankbar und hier dieser Überfluss. Ich war Pensionärin im Mädchenheim am Saint-Pierre. Der Leiterin, Schwester Martha, blieben meine Probleme nicht verborgen. Sie riet mir, eine Haushaltstelle anzunehmen, wo ich nebenbei auch Näharbeiten machen könne. Dann ging alles sehr rasch. Ich kam nach Grand-Saconnex zu einem wohlhabenden Ehepaar ohne Kinder. Unvergessen bleibt mir der Empfang. Als ich ankam, begrüßte mich Madame Cusin vor der Haustüre und sagte: ‚Stellen Sie den Koffer hier ab und bringen Sie dem Hund das Fressen‘. Welch ein Schreck. Ich fürchtete alle Hunde. Ich nahm den Fressnapf, und Madame liess mich zitternd vor Angst vorausgehen. Ein riesig grosser Bernhardinerhund stand vor seiner Hütte. Er beschnupperte mich kurz. Ich stellte das Fressen vor seine Füsse, und er begann zu fressen. Darauf sagte Madam: ‚Jetzt können Sie Ihren Koffer hineintra-

gen, ich zeige Ihnen Ihr Zimmer'. Am Abend sagte der zukünftige Meister, Monsieur (Lusin, ein Bankier: ‚Wissen Sie, warum Sie zuerst den Hund füttern mussten?‘ – ‚Nein‘. – ‚Wenn er Sie angeknurrt oder gebissen hätte, dann hätten wir Sie nicht eingestellt, Hunde sind gute Menschenkenner‘. Jetzt wusste ich Bescheid. Medor, so hiess der Hund, und ich wurden gute Freunde. Madame Cusin war erholungsbedürftig und so wurde mir der ganze Haushalt anvertraut. Bis jetzt hatte ich noch nie allein gekocht. Das Ganze war eine grosse Herausforderung für mich. Hier lernte ich Selbstvertrauen. Madame und Monsieur lobten meinen Einsatz, meine Kochkünste, und wenn mal etwas schief ging, war das nicht schlimm. Man sagte mir, wie ich es besser machen könnte. Wir hatten sehr oft Besuch und die Menus waren französischer Art, also ungewohnt. Man übergab mir auch die Pflege des grossen Gartens, was mich besonders freute. Der Winter 1928/29 war sehr kalt und ich konnte den Frühling kaum erwarten. Ich machte Fortschritte mit meinem Französisch und ich fühlte mich sehr, sehr wohl bei diesem Ehepaar, dem Hund und dem Garten. Im Mai 1929 kam von zuhause die Nachricht, dass Mutter offene Beine habe und meine Hilfe dringend gebraucht würde. So entschloss ich mich schweren Herzens zur Rückkehr, immerhin reich an vielen neuen Erfahrungen und Erlebnissen, die mich mein Leben lang begleiteten.

Wieder daheim

Ich sehe noch, wie dankbar mich meine Mutter ansah, als ich in die Stube trat. Erleichtert sagte sie: ‚Ach, wie ben ich froh, dass du do bisch!‘ Von da an kam ich höchstens noch für ein paar Wochen nach Zürich, um für die Familie von Onkel Otto und ihre Bekannten die Garderobe in Ordnung zu bringen.

In der knapp bemessenen Freizeit kam der Kontakt mit den Alterskameradinnen und Kameraden wieder zustande. Ausserdem schloss ich mich dem Kirchenchor an. Das war eine fröhliche Abwechslung. Nach dem Singen trafen wir uns gelegentlich zu gemütlichen Kaffeestündchen. Da erfuhr man Lustiges und Trauriges, tauschte Neuigkeiten aus, und das eine oder andere erzählte seine Sorgen. Ich lernte ein paar Sänger aus Tegerfelden kennen. Auch der Dirigent kam aus Tegerfelden. Er besass einen rassigen Töff und pflegte eine ‚stille Liebe‘ in Endingen. Man traf ihn öfters, immer in Begleitung von Röby, einem jungen Bauern aus Tegerfelden. Es war ein interessantes Paar!

Eines Abends klopfte Röby an unsere Tür und war ziemlich bedrückt. Seine Haushälterin hatte ihm gekündigt. Er hätte es gern gesehen, wenn ich an ihre Stelle getreten wäre. Doch das konnte ich mir zu jenem Zeitpunkt überhaupt nicht vorstellen. Meine Schwester Linely, die gerade stellenfrei war, versprach für ein halbes Jahr einzuspringen.

Röby kam nun öfters bei uns vorbei, und schon nach wenigen Wochen erklärte er mir, dass er ans Heiraten denke. ‚Mit deer würd ichs wooge‘, meinte er. Ich erschrak. Ich war doch nicht viel mehr als zwanzig Jahre alt, schon heiraten und erst noch einen Landwirt und Rebbauer aus Tegerfelden, so schoss es mir durch den Kopf. Die Tegerfelder hatten mich bis jetzt eher von ‚obenherab‘ behandelt. Röby war acht Jahre älter als ich, auch das machte mir zu schaffen. Der Schreck muss mir im Gesicht gestanden haben, denn Röby sagte verständnisvoll: ‚Überleg ders, ich will di nöd dränge!‘

Die Entscheidung fiel mir schwer. Es schien manchmal, dass die Angst vor dem Ungewohnten grösser sei als die Liebe und es folgten schlaflose Nächte. Das Zünglein an der Waage spielten wohl die zuredenden und aufmunternden Worte seines Freundes. An Weihnachten 1930 feierten wir eine stille Verlobung und am Ostermontag 1931 heirateten wir nur im Beisein der Trauzeugen. Ich trug ein schwarzes Hochzeitskleid mit weissem Schleier, obschon ich mir immer ein weisses Kleid gewünscht hatte. Meine Mutter dachte da ganz anders. Sie sagte: ‚Das chunnt gar nöd in Frog, für cusi Verhältnis, was würded au d’Lüüt säge? Es schwarzes Chleid nützt dir mee, das chasch du jederzyt träge und dänn häscht au öppis für Zyte vo de Truur!‘ Auch Röby dachte so und schliesslich fügte ich mich widerwillig.

Nach der Trauung reisten wir für eine Woche ins Tessin, um uns ein bisschen aneinander zu gewöhnen. Das waren unsere ersten und letzten Ferien.

Ehefrau, Mutter und Bäuerin

Nach unserer Rückkehr erwartete uns Arbeit in Hülle und Fülle. Es war Frühling, Zeit des Pflanzens. Damals wurden die meisten Feldarbeiten von Hand erledigt. Die Mithilfe der Bäuerin war unumgänglich und selbstverständlich, jedenfalls in kleinen Betrieben, wo man sich Knechte und Mägde nicht leisten konnte.

Grosse Mühe machte mir Röbys Militärpferd Fichte. Es war ein rassiger Schimmel, der leider unglaublich schreckhaft war und allerlei Marotten hatte. Röby konnte ihn nicht ohne meine Hilfe an die Deichsel spannen. Manchmal stellte er sich auf die Hinterbeine und hob mich an der Halfter mit sich hoch. Mir blieb nur noch ein auf den Zehenspitzen stehendes Hin- und Hertänzeln, bis Röby ihn wieder beruhigt hatte. Einmal, es war im Frühherbst, hörte ich einen ungewöhnlichen Lärm. Fichte galoppierte der Stalltüre zu, Deichsel und Vorderachse des ‚Bännewägelis‘ hinter sich herschleifend. Der Hinterteil des Wagens lag irgendwo auf einem Feldweg, wie Röby hinterherrennend berichtete. Solche und ähnliche

Müsterli lieferte Fichte öfters. Darum war ich erleichtert, als er das Pferd nach seinem letzten Wiederholungskurs an den Bund zurückgab. Gleichzeitig stellte sich die Frage, wer zieht den Pflug, vielleicht die beiden Kühe, die im Stall standen? Es kam nicht soweit.

Traktorenhändler tauchten auf und konnten Röby überzeugen von all den Vorteilen, die ein Traktor eben hat: ‚Er fürchtet sich bestimmt nicht vor den ‚Brämen‘.‘ Von nun an ratterte der erste Traktor durch unser Dorf.

Es wurde Winter. Da blieb mir Zeit zum Nähen und Stricken einer Bebéaussteuer für unser erstes Kind, das wir auf Juni erwarteten. Wir freuten uns sehr. Röby war froh, dass ich ihm bei der Heuernte noch behilflich sein konnte. Am 30. Juni war es so weit. Unsere Tochter Ruth wurde geboren. Die junge, frisch diplomierte Hebamme freute sich besonders, weil dies ihre erste Hausgeburt war.

Zwei Wesen im Haus, der Hund und die Katze zeigten sich weniger erfreut. Ich erwischte die Katze, als sie sich gerade auf dem Kopf der Kleinen schlafen legte und der Hund kratzte mit seiner Vorderpfote auf Kopfkissen und Decke. Die Katze zeigte sich einsichtig, nicht aber der Hund und so mussten wir ihn weggeben.

Zwei Jahre später, Ende Januar 1934, wurde unser zweites Kind, Röby, geboren und anfangs April 1936 kam Heinz dazu. Nach dieser Geburt war ich sehr krank. Ich hatte wochenlang hohes Fieber, keinen Appetit und verlor alle Lebensenergie. Meine Schwester Linely besorgte den Haushalt, übernahm meine Pflege und die der Kinder. Es war eine schwere Zeit für uns alle und der Arzt sagte: ‚Eine weitere Schwangerschaft würden sie nicht durchstehen, ich rate ihnen zur Unterbindung‘.

In schweren wie in guten Zeiten hatten wir ein gutes Verhältnis zu unsern beiden Nachbarsfamilien und zu Flerrn und Frau Meier, die 25 Jahre im ersten Stock unseres Hauses wohnten. Wir hatten den gleichen Hauseingang, aber weder Meiers noch wir verschlossen jemals die Wohnungstüren. Uns verband eine Beziehung gegenseitigen Vertrauens und für beide Familien war sie eine Quelle von Kraft und Lebensfreude.

Die Milchwütte

Schon vor unserer Ehe war im Untergeschoss unseres im Dorfzentrum gelegenen Hauses die Milcheinnahmestelle untergebracht. Dieser Posten sorgte für manche Aufregung. Wir mussten die nach Basel abzuliefernde Milch im Postauto verladen und waren auf rechtzeitiges Erscheinen der Milchlieferanten angewiesen. Aber genau damit ha-

perte es. Die chronischen Zuspätkommer hielten uns auf Trab. Zudem mussten wir unsern Lebensrhythmus den Milchannahmezeiten, sonntags wie werktags, anpassen. Auf der andern Seite war es auch eine Abwechslung, die Kontakte schaffte.

Wie ich zur Trachtenfrau wurde

Unsere ersten Ehejahre fielen in eine Zeit von Wirtschaftskrisen und Arbeitslosigkeit. Geld war rar und sparen notgedrungen Trumpf. So nähte ich neben meiner Arbeit als dreifache Mutter, Ehefrau, Bäuerin und Hausfrau auch noch sämtliche Kleider für mich und die Kinder. Es ist unnötig zu erwähnen, dass nur das Allernötigste angeschafft wurde und das sollte möglichst unverwüstlich sein. So entschloss ich mich ‚Jüppeträgerin‘ zu werden, wie meine Mutter. Eine ‚Jüppe‘ bestand aus einem ärmellosen Rock, aus solidem Baumwollstoff, mit angeknöpfter Schürze. Darunter trug ich weisse, handgesponnene Leinenhemden, die schon meine Mutter getragen hatte. Ich besass drei Stück. Viele Jahre waren dies meine Sommerwerktagskleider.

Frisch verheiratet schloss ich mich den Landfrauen an. Unter den Mitgliedern waren zwei, drei Trachtenträgerinnen. Sie besaßen die ‚Vrenelitracht‘. Das ist die Werktagstracht des Bezirks Zurzach, die zu Ehren der heiligen Verena benannt wurde.

Tvliir gefiel das aus freundlichem, blauem Leinen genähte Volkskleid, wie die Tracht auch genannt wird, auf Anhieb. Als die Landfrauen einen Trachtennähkurs beschlossen, war ich begeistert. Unter der fachkundigen Leitung von Frau Kramer aus Lengnau schneiderten mehrere junge Frauen in unserer Stube die ‚Vrenelitracht‘. Ich wurde Mitglied der Trachtengruppe des Bezirks Zurzach, die im Jahre 1935 unter der Obhut des Verkehrsvereins Zurzach gegründet wurde. Ich wurde Trachtenfrau mit Leib und Seele, so richtig durch und durch. Allerdings vermisste ich eine Tracht zu festlichen Anlässen. Ich hatte Glück! Zu jener Zeit war man gesamtschweizerisch daran, die historischen Trachten zu erneuern, das heisst zu neuem Leben zu erwecken, indem man die alten Modelle, soweit als möglich oder vertretbar der modernen, mehr bewegungsorientierten Zeit anpasste.

Ich erfuhr, dass in Brugg eine Frauengruppe unter der Leitung von Frau Dr. Laur am Entwurf einer Zurzacher Festtracht arbeitete. Als Grundlage diente ein Stich aus dem 18. Jahrhundert, der in einem Genfer Museum entdeckt worden war. Ich glaube, er befindet sich heute im Historischen Museum in Bern. Mein Mann Röby, auch ein Trachtenliebhaber, ermutigte mich zum Handeln. Er schenkte mir zweihundert Franken, die er bei einem Landabtritt an den Staat erhalten hatte. Dazu meinte

er: ‚Was meinsch, langets ächt?‘ (Soviel ich mich erinnere, kostete die Tracht ohne Jäckli Fr. 245.-.) Ich setzte mich mit Frau Dr. Laur in Verbindung und sie empfing mich zu einer Besprechung und Besichtigung des Entwurfes. Der Anblick überzeugte, eine wahrhaft festliche Tracht: Schwarze Stehplisséjuppe, über einem roten, vorstehenden Unterrock getragen, eine weisse Bluse, weisses Tüllgöller und dazu rote Strümpfe. Die Brügger Trachtenschneiderin machte sich ans Werk und nähte unter der Aufsicht von Frau Dr. Laur die erste Zurzacher Festtracht für mich. Mehrmalige Anproben waren erforderlich und sie wären für mich sicherlich zu einem Alptraum geworden, wenn mich nicht Herr Meier, unser Wohnungsmieter, mit seinem Töff nach Brugg und zurückgefahren hätte. Mit öffentlichen Verkehrsmitteln war es in unserer Region schlecht bestellt. An Pfingsten 1936 durfte ich die Festtracht zum ersten Mal tragen. Ich war stolz, und Röby freute sich mit mir. Sie begleitete mich sozusagen ein Leben lang zu vielen festlichen Anlässen, wie Hochzeiten, Taufen und mehreren grossen Trachtenfesten. Zu dieser Tracht gehört eine schwarze Haube und ein breitrandiger Strohhut. An einem schweizerischen Trachtenfest in Genf trug ich den Strohhut und ich höre den welschen Trachtenmann noch heute, wie er mir zurief: ‚Voyez-vous, une ’ut mit eine Mädchen!‘

Einige Jahre später wurde noch die Zurzacher Sonntagstracht geschaffen. In der Ausführung ähnlich wie die Vrenelitracht, aber mit einer Juppe aus Wollstoff in verschiedenen Farben. Ich fand das prima, so konnte ich auch an gewöhnlichen Sonntagen die Tracht tragen und war immer gut angezogen.

Hausierer und Viehhändler

Regelmässig klopfen Hausierer und Viehhändler an die Türe. Sie kamen jahrelang, und man kannte sich, ja man wusste auch um ihre Sorgen und um die Mühsal ihres Lebens von Tür zu Tür. Ein unvergessenes Original war der ‚Wixibaschi‘, ein altes, kleines Männlein aus Endingen. Er hausierte mit Schuhwische in Holztruckli, ‚Bremsenöl‘ (Stechfliege), Gift gegen Schwabenkäfer, Zündhölzli und dergleichen. Ich musste ihn vor der Haustüre empfangen, sonst hätte ich sein ‚Parfüm‘ den ganzen Tag im Haus gehabt. Einmal wollte ihm Ruthli ein Taschentuch schenken, damit er die Nase nicht immer am Frackärmel abwischen müsse. Er grinste mit seinem zahnlosen Mund und sagte: ‚Nenei Meiteli, so gohts viel gschwinder‘, dabei fuhr er mit seiner Nase wieder über den Ärmel. Ein fleissiger, erfolgreicher, bei den meisten Bauern gern gesehener Mann war der (Viehhändler Sigmund Bloch, im Volksmund ‚Siegele‘ genannt. Wenn er den Kopf durch das Stalltürenfenster streckte, tönte es laut: ‚Nuu, bruuchsch nüd für in Stall? Ich hätt e schéni Chueh oder e schéns Muneli!‘ Niemals vergass er nach einem Suppenhuhn zu fragen.

Sigmund Bloch war Jude und ein ehemaliger Schulkamerad von mir. An Samstagen kamen er und die andern jüdischen Kinder nur als Zuhörer in die Schule. Sie hatten ihren ‚Schabes‘ und durften nicht arbeiten. Wenn wir Christen den Hausplatz und die Stuben sauber machten, spazierten ganze Judenfamilien vorbei. Sie machten ihren Schabes-Rundgang. Verschwommen erinnere ich mich noch an das ‚oschterige mälche‘. Vater musste die Milch direkt vor der Stalltüre in das von den Juden mitgebrachte Kesseli giessen, damit sie ‚chouscher‘ blieb. Wäre die Milch im Christenhaus mit einem ‚unwürdigen‘ Gefäss in Berührung gekommen, so wäre sie ‚treifen‘ gewesen, was so viel wie unrein heisst. Im Herbst wurde das Laubhüttenfest gefeiert und am ‚langen Tag‘ durften wir Christen hinten in der Synagoge stehen und zuhören, wie ein paar Männer aus der ‚Pfille‘ (Tora) lasen. Das war für uns Kinder eine willkommene und unterhaltsame Abwechslung, auch wenn wir kein Wort von dem mehr singenden als sprechenden Vortrag verstanden.

Lebensabend

Längst haben meine drei Kinder eigene Familien. Aus der Mutterrolle wurde die Grossmutterrolle und seit einem Jahr bin ich Urgrossmutter. Röby erlebte das Urgrossvater-Sein nicht mehr. Er starb mit 72 Jahren. Auch meine zwei Schwestern, die in Endingen verheiratet waren, sind Witfrauen. So liegt es nahe, dass wir die schwesterlichen Beziehungen wieder intensiver pflegen. Oftmals mache ich mich sonntags auf den Weg nach Endingen wie früher, als ich mit Röby und den drei Kindern meine Eltern besuchte. Mir kommt es vor, als schliesse sich der Kreis meines Lebens in jenem Ort, wo es vor bald achtzig Jahren begann.



Emil Huber-Köchli, 1912, Lengnau. Der gebürtige Freiämter musste nach der Schule mithelfen, die grosse Familie durchzubringen. Erst dann konnte er eine Bäckerlehre absolvieren. Nach der Wirksamkeit in vielen fremden Backstuben hatte er schliesslich in Lengnau seine eigene. Der leidenschaftliche Bäcker ist ebenso leidenschaftlicher – und treffsicherer – Schütze.

Morgens um Viertel vor Zwei zum Oberbäcker befördert

Start in Lengnauer Bäckerei als alles rationiert und kontingentiert war

Es war einmal!

Ja, so fangen viele Geschichtchen an, und meistens steckt etwas Wahres dahinter. So möchte auch ich von meinen Lebenserfahrungen berichten. – Es war im Januar 1912, als meine Mutter mir in Hägglingen droben das Leben schenkte, und der Herrgott gab mir auch die Seele dazu. Für die Hebamme war meine Geburtsstunde etwas streng. Hatte sie doch in zwei Familien gleichzeitig anzutreten. Weil ich aber schon damals meine Nase zuvorderst hatte, war ich fast eine Stunde früher. So kam die Hebamme noch rechtzeitig zur Nachbarin, die dann ein Mädchen gebar. Dieses behauptete später oft, als Mädchen hätte es doch eigentlich Vortritt haben sollen. Egal, liebe Jugendneckereien!

Wir Kinder hatten damals keine blasse Ahnung, wie sehr unsere Eltern mit den Finanzen zu kämpfen hatten, weil selten ‚Flüssiges‘ vorhanden war; obwohl der Vater einen anständigen Lohn nach Hause brachte, reichte es gerade nur für das Nötigste. Es kam gar vor, dass wir im Herbst oder im Winter statt Brot Zuckerrüben zu essen bekamen. Weil wir ein Einfamilienhäuschen hatten, Baujahr 1900, das verzinst und amortisiert werden musste, und weil in unserer Familie sieben Kinder ernährt und gekleidet werden mussten, kann man sich leicht ausrechnen, wie weit es da die Eltern brachten. Doch wir hatten gute Nachbarn, es waren Bauern,

die uns oft an Backtagen zu essen brachten. Noch heute fühle ich, wie das jeweils ein Festtag wurde. Obst und Kartoffeln gab es freilich auch, doch dafür hatten wir Buben wacker in Feld und Stall bei den Bauern mitzuhelfen, so wollte es die Mutter. Heu-, Emd- und Herbstferien waren für uns Buben nicht lauter Ruhetage. Denn die Ferien waren so angesetzt worden, dass die Kinder auf dem Bauernhof helfen konnten. Von Sportferien, Ferienlagern etc. hatte man keine Ahnung. Wer hätte schon Geld und Zeit für solchen Luxus haben können? Aber wir waren zufrieden! Was mir meine liebe Mutter mit ins Leben gegeben hat, das habe ich bis heute bewahrt: Ehrlichkeit, Aufrichtigkeit, Arbeitsamkeit, Treue zum Nächsten und immer, i Gotts Name, wie man früher sagte.

Die Berufswahl

So bin ich mit Leichtigkeit und frohgemut durchs Leben gegangen, schon gute 75 Jahre! Wie bei jedem Menschen, so gab es auch bei mir harte Stunden, ja sogar Kämpfe moralischer Art, auch Kummer und Sorgen, aber mit grossem Gottvertrauen wurden sie stets durchgestanden. So bin ich geblieben, wie ich es von der Mutter übernommen habe.

Der Kurzaufsatz am Schulentlassungstag gab mir den endgültigen Entschluss, meinen Beruf zu wählen. Woher mir der Gedanke kam, weiss ich nicht. Der Titel hiess: ‚Was ich werden möchte‘. Ich schrieb, dass ich Bäcker und Konditor werden möchte, mit der Begründung: Solange die Menschheit besteht, braucht es Brot. Der Inspektor las meinen Aufsatz als den besten vor.

Nach der Schulentlassung wäre ich noch so gern gleich in die Lehre gegangen. Aus dem Wunsche wurde aber noch nichts. Der Vater befahl: Erste Pflicht ist jetzt für dich, zu helfen die Familie durchzubringen. Bei der Firma Fischers Söhne in Dottikon, wo mein Vater auf dem Fremdenbüro arbeitete, weil er fliessend französisch sprach und schrieb, besorgte er mir eine Stelle. Als Laufbursche gefiel es mir nicht übel. Ich kam mit fremden Menschen in Kontakt und bekam einen festen Lohn. Der Stundenlohn betrug, sage und schreibe, 35 Rappen, und ich glaubte im Himmel zu sein. Zu Fuss legte ich täglich viermal die 3,5 km lange Strecke zurück. Ich kann mir noch gut den Stolz vorstellen, als ich mit dem ersten Zahltag von 36.50 Fr. nach Hause kam. Unglaublich war meine Freude, als Erster helfen zu können. Die Mutter getraute sich nicht, das Geld entgegen zu nehmen und gab es dem Vater, der mich ebenfalls, auf die Mutter zuweisend, ablehnte. Die Mutter gab mir einen Franken Taschengeld für zwei Wochen. Durchzuhalten war meine Pflicht, bis mein nächster Bruder nach einem Jahr aus der Schule entlassen wurde und in meine Fussstapfen trat.

Dann aber sah ich meine Zeit gekommen und übte Druck auf den Vater aus, damit ich in die Lehre gehen durfte. Wäre allerdings meine liebe Mutter nicht zu mir gestanden, wären meine Pläne auch diesmal ins Wasser gefallen. Durch die Stellenvermittlung, das Pfarramt, erhielt ich eine Lehrstelle bei Josef Meier, Bäckerei & Konditorei, in Baden. Mit Domini, einem Bekannten meines Vaters, der bei BBC in Baden arbeitete, machte ich mich morgens fünf Uhr auf den Weg. Ein alter Binsenkorb diente mir als Transportmittel für meine Habseligkeiten. Domini half mir den Koffer tragen, und wir zogen durch Wald und Flur von Hägglingen nach Mägenwil zum Bahnhof. Kaum hundert Schritte vom Elternhaus entfernt riss aber der eine Träger meines Koffers, der auf die Strasse fiel. ‚Magge nüt‘, sagte der Italiener, ‚hani en Snuer im Sack‘, und weiter an der Schnur tragend erreichten wir den Bahnhof. Von Baden-Oberstadt begleitete mich der gute Domini noch an meine Lehrstelle. Ich bin ihm heute noch dankbar, dass er mich nicht allein gelassen hat. Es war erst ein Viertel vor sieben Uhr, als wir in der Bäckerei Meier eintrafen. So früh hatte man mich nicht erwartet. Als ich dann die sechs Treppen zu meinem Zimmer hochstieg, wurde auch der zweite Riemen zu schwach, und meine Siebensachen fielen polternd die Treppe hinunter. Also ein netter Anfang! Aber es gab nicht wenig zu lachen.

Man traute zuerst meiner Gesundheit nicht, denn ich war unterernährt und sah entsprechend schlecht aus. Man nannte mich oft den ‚Schwächling‘, das verdross mich aber nicht. Die Hauptsache war, dass ich den gewünschten Beruf erlernen konnte. Die Lehrmeisterin war wie eine gute Mutter zu mir, und das schätzte ich sehr. Weil sie schon vier Kinder hatte, wurde ich von ihr wie das fünfte gehalten. ‚Immer in Gottes Namen‘ hatte uns die Mutter gelehrt, und so fing auch meine Lehrzeit an. Ja, ja, ich konnte die Worte der Mutter noch oft gut brauchen.

In der Bäckerlehre

Velo fahren konnte ich noch nicht, und es wäre doch so nötig gewesen, um die Kundschaft besorgen zu können. Ich durfte deshalb auf einem alten Velo meine Künste ausprobieren. Nach ein paar Tagen musste ich übungshalber mit einem Arbeiter auf die Kundschaft fahren. In einer Hutte trug ich zwei Kilo Brot am Rücken. Uns entgegen kam eine ältere Frau. Sie erfasste wohl die Situation des unsichern Velopiloten und wich gegen die nahe Hausmauer aus. Doch je näher ich der Frau kam und dabei dachte, nur nicht in die Frau hineinzufahren, zog es mich, je kräftiger ich die Balance in den Händen hatte, immer mehr auf die Frau zu. Und schon war es passiert! Obschon sie entsetzt die Arme in die Höhe warf und mich anglotzte, fuhr ich ihr genau zwischen die Beine. Sie schrie auf. Ich schämte mich und stotterte etwas von Entschuldigung. Der Arbeiter nahm mir die zwei Brote ab, und vom selben Augenblick an konnte ich Velo fahren!

Noch manches geschah, nur der Geldbeutel war stets am Verhungern. 13er Teufel soll ja gesagt haben, alles wolle er sein, nur kein Lehrling. Ich hatte manches zu erdulden, was nicht recht und ehrlich war. Aber gehorsam war ich stets. Als Lehrling bekam man damals keinen Lohn. Pro Lehrjahr hatte der Vater 100 Franken zu entrichten. Nur im letzten Halbjahr schenkte der Lehrmeister den Betrag, weil er so gut mit mir zufrieden war. Am Ende der Lehrzeit war mein Beutel durch Trinkgeld soweit angewachsen, dass ich einen Koffer kaufen konnte, ohne dass ich die Eltern anpumpen musste.

Noch ein Erlebnis aus dem ersten Lehrjahr: Es war kurz vor Weihnachten. Unsere Arbeitszeit dauerte 36 Stunden ohne Unterbruch. Ich sollte dem Oberbäcker genau zusehen, wie er die Teiglaibe in den Ofen schoss. Ich stand dazu etwas abseits. Doch nach kurzer Zeit schlief ich stehend vor Müdigkeit ein. Ich erwachte blitzartig, als der Schlüsselstieler an meine Beine stiess.

Eine Saisonstelle

Nach der Lehrzeit war meine erste Arbeitsstelle in Sachse. 1931 trat ich diese Saisonstelle an. Aber wieder musste gelernt werden. Andere Arbeitsweisen, andere Brot- und Gebäcksorten, ein uralter Backofen, der mit Sägespänen geheizt werden musste – und zu all dem ein fast blinder Meister! Doch alles ging gut. Der Meister bekam recht bald volles Vertrauen zu mir und liess sich während der Arbeitszeit immer weniger blicken. Bei meinem Wegzug im Flerbst übergab er mir ein Zeugnis mit den Worten, dies sei eher ein Diplom als ein Zeugnis. Wir hatten einen Monatslohn von 80 Franken vereinbart, er aber überreichte mir jedesmal 90 Franken, was ich natürlich sehr schätzte. Der Zahlag wanderte zum grossen Teil nach Hause, wo er nötiger war als bei mir.

Als Oberbäcker

Weil aber in den krisenhaften Dreissigerjahren offene Arbeitsstellen rar waren und die Zahl der arbeitsuchenden Bäcker immer grösser wurde, musste auch ich Tage des Nichtstuns durchmachen. – Doch eines Nachts hupte um Viertel vor zwei Uhr ein Auto vor meinem Elternhaus, und ich hörte meinen Namen rufen. Es war mein Lehrmeister aus Baden. Sein Oberbäcker, mit dem er sowieso nicht zufrieden war, war nicht zur Arbeit aufgestanden, die um halb zwei Uhr beginnen sollte. Herr Meier benutzte diese Gelegenheit, mich, seinen einstigen Lehrling, als Oberbäcker einzustellen. Das war mein zweiter moralischer Zahlag für meine Lebensweise und Arbeitseinstellung den Meistersleuten gegenüber. Vierzehn Jahre bekleidete ich das Amt des Oberbäckers mit einem Team von vier bis fünf Arbeitern und bekam einen Lohn von 120 Franken

monatlich. Das war mein höchster Lohn als Arbeiter. Doch dann machte auch ich, wie so mancher junge Bursche, eine Dummheit. Ich kündigte meine Stelle, weil bald Fasnacht war. Und Austoben war mein sehnlicher Wunsch, einmal so richtig austoben. Mit einem Schulkameraden verbrachte ich die ganze Fasnacht mit Tanzen und Schlafen. Doch nach meinem Leichtsinn war ich zwei ganze Monate arbeitslos.

Brot und Liebe

In einer Landbäckerei in Weissenbach ob Muri bekam ich wieder Arbeit, ja sogar viel Arbeit. Denn der Betrieb bestand nicht nur aus einer Bäckerei, sondern die Landwirtschaft war vorrangig. Zudem gehörten noch eine Sägerei, eine Kiesgrube und zwei weitere Nebenbetriebe dazu. Mit den Pferden umzugehen wurde meine Lieblings-Nebenbeschäftigung. Das eine Pferd, einen alten Eidgenossen, benötigte ich selber, um die Brotkundschaft in den Nachbardörfern zu bedienen. Von Freizeit, Ferien und geregelter Arbeitszeit wusste man wenig. Im engen Familienkreis war Arbeit und Unterhaltung genug. Da lernte ich auch meine Geliebte kennen, und wir sind einander bis heute treu geblieben. Fünf Jahre und 14 Tage blieb ich in Weissenbach. Dann aber wurde die Zeit langsam reif, etwas Eigenes zu erwerben. Mein angehender Schwiegervater, der Besitzer des Weissenbacherbetriebes, der mich zur Genüge kennen gelernt hatte, stand mir mit all seinen Mitteln zur Seite.

Zwei Monate besuchte ich noch eine Konditoreifachschule in Zürich. Dann arbeitete ich noch auf einer Stelle in Rekingen. Dazwischen leistete ich Aktivdienst in der Bäckerkompagnie 8. Wir blieben die ganze Zeit in der Leuchtenstadt Luzern und stellten täglich 36'000 Portionen Brot in 24 Bäckereien her für die 8. Division, die Geb Br 10, die MSA und weitere Einheiten. Was aber alles in der Stadt und ihrer Umgebung passierte, gäbe ein dickes Buch zu schreiben. Landesverräter, Spione, Frauen wie Männer, waren täglich am Werk. Nur kurz erwähnt: Wussten Sie, liebe Leser, dass zwei Fouriere aus der Verpflegungskompagnie 8 als Landesverräter, ausserhalb der Stadt von den eigenen Kameraden erschossen wurden, weil sie das Reduit der Innerschweiz an die deutsche Wehrmacht verraten hatten. Zürer und Fehr waren die Namen der Landesverräter, die im Eigental begraben sind.

Blättern wir zurück auf das Jahr 1941, also zur Kriegszeit. Da verehelichte sich der Schreibende und übernahm hier in Lengnau, mit Hilfe des Schwiegervaters, eine Bäckerei/Konditorei. Es war ein gewagtes Unternehmen. Alles war rationiert oder zumindest kontingentiert. Für jedes Gebäck waren Brotmarken oder Mahlzeitencoupons abzugeben. Mein ganzes Vermögen belief sich auf 350 Franken, das nicht einmal reichte, um das Inventar zu bezahlen. Bis 1974 betrieb ich mit meiner Frau

und der Schwägerin und Angestellten in Lengnau das liebgewordene Geschäft. Wir waren dabei glücklich, wenn auch die Arbeit tagein, tagaus recht streng war und 25 Jahre ohne Ferien geleistet wurde. Doch Segen ward der Mühe Preis!

Nun aber noch ein besonderes Erlebnis, das ich tatsächlich als etwa neunjähriger Knabe hatte:

Ausserhalb des Dorfes Hägglingen liegt am Waldrand der Weiler Igelweid. Dort hatte ich bei einem Ziegenhalter jeden Abend 1 Z» Liter Milch zu holen. Wenn ich auch früh ging, musste ich warten, bis die Ziegen gemelkt waren. So konnte ich den Rückweg erst ums Einnachten antreten. Es war mir nicht ganz wohl, bis ich den dunklen Wald hinter mir hatte.

Da, auf einmal begleitete mich ein Licht, ähnlich einer alten Sturmlaterne, den ganzen Weg. Es war beständig etwa 30 Meter hinter mir. An der nächsten Wegverzweigung musste ich den Weg ins Dorf einschlagen, aber das Licht ging den andern Weg und erlosch nach etwa 20 bis 30 Metern. Erst jetzt bekam ich es mit der Angst zu tun und glaubte an eine Verfolgung. Aber nichts geschah. Das wiederholte sich nun jeden Abend. Einmal stand ich still, die Lampe auch, ich ging wieder weiter, das Lämpchen kam auch. An einem andern Abend fasste ich den Mut, zurückzugehen. Das Licht ging ebenfalls zurück. Jede Bewegung, die ich machte, machte das Lämpchen nach. Es war mir nicht mehr wohl, als ich die Ziegenmilch für meine kranke Schwester daheim abgab. Schliesslich erzählte ich alles meiner Mutter. ‚Du Bub, das ist eine arme Seele, die von dir erlöst werden möchte‘, war ihre Antwort, ‚frage sie einmal, ob Du für sie etwas tun könntest!‘ – Au, das war eine heisse Antwort. Noch mehrere Abende ging ich den gleichen Weg, und jedesmal passierte das Gleiche. Dann aber fasste ich endlich den Mut, meine ganze Energie aufzuwenden. Noch nicht an der Abzweigung angelangt rief ich mit lauter Stimme: ‚Kann ich etwas für dich tun?‘ Noch nicht ganz fertig gesprochen, erlosch das Licht, und ich sah es nie mehr, obschon ich diesen Weg noch vielemale begehen musste. Die Mutter hatte recht!

Seit diesem Erlebnis vergass ich keinen Tag, für die armen Seelen zu beten. Ich habe die Erfahrung gemacht, dass sie gute Freunde und Helfer sind. Wer's nicht glaubt, der nehme Verbindung mit mir auf!



Ruedi Urben, 1909, Döttingen. Der Fricktaler Bauernsohn hat den Postdienst von Grund auf gelernt. In verschiedenen Funktionen – zivil und militärisch – hat er ihn ausgeübt und amtierte zuletzt als Posthalter von Döttingen. Er ist engagierter Krankenkassenmann und leidenschaftlicher Pilzler.

Postalischer Postenlauf von Basel nach Döttingen

Als Bauernsohn aus Zeiningen Posthalter im Aaretal

Jugendzeit in Zeiningen

Ich wurde am 16. August 1909 geboren und wuchs in meiner Heimatgemeinde Zeiningen, einem Dorf im Fricktal mit ca. 1'000 Einwohnern auf. Vor mir waren schon acht Geschwister zur Welt gekommen und zwei folgten noch nach. Die Familie Josef Urben-Kägi bestand also aus elf Kindern und bewohnte ab 1913 ein neu erbautes Bauernhaus etwas ausserhalb des Dorfes. Der eher kleine Bauernbetrieb auf dem Felsenhügel, so nannte mein Sekundarlehrer unser Heim, war tatsächlich auf Felsen gebaut und trotzte allen Stürmen. Nur ein westlicher Sturm konnte dem Dach Schaden zufügen, wenn er gar ungestüm im Ziegeldach eine Lücke zum Angriff fand. Vielmals mussten wieder neue Ziegel eingesetzt werden, um das Dach wieder dicht zu machen. Hier waren wir frei und unbeschwert und niemand konnte so ohne weiteres in die Pfanne schauen. In der Schule im schönen alten Schulhaus fühlten wir uns meistens wohl, wenn auch hie und da der Stecken des strengen Lehrers zu spüren war. Unser Haus lag ja etwas abseits der Dorfstrasse und der Schulweg war dementsprechend lang und bot zu mancherlei Streichen Gelegenheit. An vielen Gärten vorbei führte der Weg und jeder Baum mit guten Früchten war uns bekannt, obwohl auch zu Hause genügend vorhanden waren, aber die fremden Früchte schmeckten eben besser. Schon in jungen Jahren wurden wir Kinder zur Mitarbeit herangezogen. Zum Spielen gab es wenig Gelegenheit oder es musste heimlich geschehen. Eine mühsame Arbeit bedeutete

für uns das Zusammenlesen der gefallenen Früchte. Als ich fünf Jahre alt war, brach der erste Weltkrieg aus und brachte grossen Betrieb ins Dorf, das die stolze Kavallerie beherbergte. In jedem freien Stall waren Pferde untergebracht und warteten auf ihren Ernsteinsatz, der aber zum Glück nicht eintraf. Weil ich grosse Freude an Pferden hatte, musste man mich oftmals auf den Übungsplätzen suchen, die Rössler hatten es mir angetan. Mein Vater hielt auch immer Pferde, die zum damaligen landwirtschaftlichen Betrieb gehörten, es gab noch keine so modernen Arbeitsmaschinen. Die Betreuung der Hafermotoren war eine Lieblingsarbeit, die Gäule mussten jeden Samstag in die Schwemme (Bad) geritten werden, denn auch sie durften am Sonntag saubere Füsse haben. Das war jedesmal ein Riesenspass, wenn es galt, mit den Tieren zum nahen Bach zu reiten, um auf dem Rücken durch den Bach zu jagen, bis manchmal auch der Reiter seine Wassertaufe bekam. Gegen Ende der Schulzeit kam schon die Zeit, dem Bauernstand zu dienen, denn nach der Devise ‚Keiner zu klein, ein Helfer zu sein‘ fanden wir immer reichlich Arbeit.

Schon recht früh erlernte ich das Mähen, eine Arbeit, die recht streng war und grosse Anforderungen an die Kondition stellte. Die richtige Handhabung der Sense konnte grosse Vorteile bringen. Das Getreidemähen erforderte wiederum eine andere Technik und Handhabung der Sense, wobei das liegende Getreide einer unerhörten Kraftanstrengung bedurfte. Dass die Sensen bei dieser Arbeit strapaziert wurden, ist iDegreiflich, doch das Dengeln überliessen wir dem Vater, der diese Arbeit ganz besonders beherrschte und die Sensenblätter rasierklingenscharf zubereitete. Später wurde eine Mähmaschine angeschafft, da durften die Vierbeiner die grosse Arbeit vollbringen. Im Jahre 1918, nach vierjährigem Völkerringen, das Millionen von Toten erforderte, konnte der Kriegsschluss gefeiert werden. Das waren ganz eindrückliche Feiern und ein Aufschnaufen und Danken für das Verschontbleiben. Mein ältester Bruder beendete zu dieser Zeit die Rekrutenschule und wanderte bald darauf nach Amerika aus und sollte seine Heimat nie wieder sehen, er starb letztes Jahr im hohen Alter von 88 Jahren. Mit dem Zweitältesten Bruder, der eine Bäckerlehre absolvierte, hatte ich ein besonders gutes Verhältnis, in seiner Freizeit gab er uns gute Tips für zweckdienliche Arbeiten. Von meinen ältern Geschwistern jwanderten noch vier nach Amerika aus, wobei zwei nach relativ kurzer Zeit wieder zurückkehrten, um sich in den heimatlichen Gefilden niederzulassen. Jede freie Zeit, das heisst ausserhalb der Erntearbeiten, wurde jede Gelegenheit ausgenützt, um etwas zu verdienen. So heuerte mich ein Strassenbauer für Reparaturarbeiten bei der Landstrasse an, ein harter Job mitten im Sommer bei brütender Hitze und einem Stundenlohn von 90 Rappen. Als Fünfzehnjähriger trat ich dem Turnverein bei, um mit andern Kameraden den Körper für die harten Arbeiten zu stählen. In dieser Zeit musste der Entscheid fallen, was wohl aus mir werden sollte, einer von uns jüngern Brüdern musste sich für die

Fortführung des Bauernstandes entscheiden. Für zwei war der Betrieb zu klein, und nachdem sich mein jüngerer Bruder für die Übernahme des Bauernbetriebes entschlossen hatte, musste ich mich für einen anderen Beruf umschauchen.

Im Dienste der PTT

Mit 20 Jahren verliess ich meine Heimat, um in die Dienste der PTT zu treten, ein Verwandter hatte mir den Tip dazu gegeben. Am 1. August 1929 konnte ich den Dienst in Basel antreten, nachdem die Aufnahmeprüfungen bestanden waren. Wir waren gleich fünf Gleichgesinnte, die von 300 Bewerbern Aufnahme gefunden hatten und am Geburtstag der Eidgenossenschaft eine eidgenössische Stelle antraten. Nach der ersten Einführung in den Betrieb durften wir richtige Gehversuche wagen und den Dienst des Briefkastenleerens beginnen.

Nach einem halben Jahr wurde ich auch bei andern Arbeiten eingesetzt und lernte so den Postdienst von der Picke auf. In allen andern Abteilungen wurde ich eingesetzt, im Briefversand, Paketversand, Bahnpostamt und weitem andern Zweigen. Mit der Zeit war es soweit, dass ich sämtliche an- und abfahrenden Postzüge auswendig kannte und ein ‚Mädchen für alles‘ wurde, denn jeder Posten musste besetzt werden, die Räder standen nie still. Auch die Elsässischen und Deutschen Bahnen hatten ja ihre Betriebe in Basel, auch die mussten bedient werden. Der Sackbetrieb, dem die Versorgung aller Bahnposten mit den nötigen Säcken oblag, war eine selbständige Abteilung, dem auch die Rücksendung der ausländischen leeren Säcke übertragen war. So waren Dienststellen in aller Herren Länder von Europa bis Amerika mit dieser Dienstleistung zu bedienen, jeder Sack hatte sein Zeichen, oder die Staatsbezeichnung war aufgedruckt. Im Jahre 1930 durfte ich mich zu den Auserwählten zählen, die eine Versetzung mitmachen durften. In Zürich und Bern waren die Personalverhältnisse prekär geworden, die Kollegen in diesen Orten konnten wegen Personalmangel ihre Ferien und Freitage nicht beziehen. So mussten, um den Betrieb aufrecht erhalten zu können, wir Basler aushelfen. Die damalige neue Sihlpostanlage glaubte mit der Vergrösserung der Anlagen dem Personalmangel enthoben zu sein, doch das Gegenteil traf ein, weil die Anlagen eben grösser wurden und die Arbeiten mehr Zeitaufwand erforderten. Auch in Bern war derselbe Mangel aufgetreten, auch hier mussten die Basler herangezogen werden, sie kamen dort ohne unseren Einsatz nicht mehr über die Runden. Es waren dies strenge, aber lehrreiche Einsätze, speziell die Geographiekennntnisse haben viel zur Weiterbildung beigetragen. Diese Kenntnisse führten dazu, dass ich bei Bedarf auch selbst in Bahnpostwagen den Dienst versehen musste. Als guter Eidgenosse hatte ich natürlich auch militärische Pflichten, was mit der Rekrutenschule im Februar 1930 den Anfang nahm. Noch im gleichen

Jahre wurde ich in die UOS aufgeboten und zum Unteroffizier befördert, was die Absolvierung einer weitem Rekrutenschule zum Abverdienen des Korporalgrades bedeutete. Aus dem Militärdienst entlassen, wurde ich von einem Dienstort in den anderen versetzt, es war eine lehrreiche Zeit. Bald hier, bald dort musste eine Lücke gestopft werden, wo fehlende Kameraden nicht zum Dienst erschienen waren. In Basels sämtlichen Filialen musste man Bescheid wissen, sei es als Kassenbote oder Bürodienler. Auch der Briefausgabe wurde ich zugeteilt, wo viele Stadtkenntnisse nötig waren, ebenso in der Paketausgabe. Die verschiedenen Abteilungen brachten es mit sich, dass unregelmässiger Dienstantritt nötig war. Vielmals begann die Arbeit schon um vier Uhr morgens, was dann einen frühen Feierabend bedeutete. Die andere Seite: es galt, im Spätdienst alles für den Morgen vorzubereiten oder Sonderauslandzüge, die sich verspätet hatten abzuwarten, manchmal bis drei Uhr in der Frühe.

Eine eigene Familie

Die unregelmässigen Dienste führten zum Entschluss, gelegentlich einen eigenen Haushalt zu gründen, um so die Essenszeiten selbst zu bestimmen. Im Oktober 1934 fand unsere Hochzeit statt, ich hatte mich mit Martha Wunderlin aus Zeiningen verheiratet. Wir bezogen unser erstes Heim an der Rufacherstrasse 11 in Basel und bekamen im Juli 1936 Familienzuwachs, ein Sohn wurde uns geboren. Jörg war natürlich unser Stolz und bildete den Mittelpunkt der Familie. In den späten Dreissigerjahren wurde es recht kritisch, denn überall auf der Welt wurde aufgerüstet, um der drohenden Kriegsgefahr zu begegnen. Diese mageren Jahre kann ich nie vergessen, mussten wir Eidgenossen innert drei Jahren doch massive Lohnkürzungen entgegennehmen, der mein ohnehin mageres Monatsgehalt auf Fr. 240.- sinken liess bei einem Hauszins von 80.- Franken. Bei diesem Hungerlohn musste halt einfach gespart werden, ohne die gütliche Mithilfe meiner Eltern und Schwiegereltern wäre ein Auskommen fast nicht mehr möglich gewesen. Ohne mein Dazutun als ‚Knecht‘ in den Ferien, hätten wir diese magere Zeit kaum schadlos überstanden. Alle meine Ferien wurden dazu genutzt, bei den Eltern oder den Schwiegereltern auf Vorrat zu schaffen für die harten Wintertage.

Aktivdienst

Im August 1939 war es dann soweit, denn Hitler war nicht mehr zu bremsen, sein Wahnsinnstrieb führte zum Zweiten Weltkrieg, das Chaos war da. Überall in Europa wurde die Mobilisation angeordnet, und auch ich wurde vom Einrücken nicht verschont. Schon im Zug nach Aarau, bzw. Suhr, wo sich unser Mobilmachungsort befand, wurden Sprüche gemacht ob der wahnsinnigen Idee, die der ‚Malergeselle‘ im Schilde führte. In Suhr angekommen, stand meine Kompanie bereits

marschbereit in Reih und Glied. Der Kriegsfahrplan hatte alle die Fahrzeiten über den Haufen geworfen, und so traf ich mit andern Kameraden eben verspätet am Sammelplatz ein und durfte die erste Rüge entgegennehmen. Als Neuzugeteilter in der Komapagnie III/56 wurde ich als Überzähliger mit noch andern Wehrmännern der Reserve zugeordnet. Bald kam der Abmarsch der ganzen Einheit, die sich Richtung Bözberg in Bewegung setzte. Wir, von der Einheit Ausrangierten bildeten mit allen andern Reservisten eine neue Einheit und folgten dem Abmarsch auf dem Fusse, aber in einer andern Richtung. In Reinach AG bezogen wir unser Quartier und richteten uns für die Nacht ein, es war ein emsiges Gehen und Treiben auf dem Schulhausplatz, denn es war noch gar nichts vorbereitet. Am andern Morgen bekam ich den Auftrag, mit dem mir gut bekannten Feldpostadjutanten auch das Postlokal einzurichten. Schon nach zwei Tagen traf ein Befehl vom Oberkommando ein, dass sich alle Postbediensteten zur nächsten Feldpost zu melden hätten, denn diese stünden unter Hochdruck, die eingehenden Militärpakete zu verarbeiten. Mit noch einem Kameraden meldete ich mich bei der Feldpost 5 in Aarau, wo ich viele Kameraden der Zivilpost traf, die im Schweisse ihres Angesichts richtig krampften. Es gab kein langes Federlesen, auch wir zwei Neulinge mussten zugreifen, um dem Turm von Postsäcken Herr zu werden. Es bedurfte einer Woche höchster Anstrengungen, um dem Ansturm gerecht zu werden, denn laufend führten Lastwagen neue Berge von Säcken herbei. Hier durfte ich, trotz der strengen Arbeit viel Kameradschaft erleben und sechs Monate Dienst tun. Auf den 1. März 1940 wurde die Feldpost neu organisiert, indem neue Feldposteinheiten geschaffen wurden und ich zur Feldpost 34 in Liestal stiess. Diese neue Einheit war aus lauter Basler Kameraden gebildet, und so waren wir wirklich ein glattes Team und ergänzten uns bei der Arbeit vorzüglich. Noch einmal durfte ich bei anderer Gelegenheit ein Gastspiel geben. In Rheinfelden wurde für die damals mit Maschinengewehrkühlöl vergifteten Soldaten einer Baselbieter Kompagnie ein Militärsanitätsspital eingerichtet, das ich sechs Monate lang als Postfunktionär betreuen durfte. In der Zwischenzeit im Jahre 1940 kam unser zweiter Sohn Anton zur Welt, was eine grössere Wohnung erforderte, wir zogen an die Metzgergasse 48, also ins St. Johannquartier. Dank der geschickten Hand meiner Gattin, die die Hemdenmacherei erlernt hatte und auch die Hosenmacherei beherrschte, konnten wir vieles einsparen und uns über Wasser halten.

Als Döttinger Posthalter

Ein neues Kapitel bedeutete 1945 für uns die Wahl zum Posthalter in Döttingen, welches Amt zwei voll ausgebildete Postfunktionäre erforderte. Da meine Gemahlin einer Posthalterfamilie entstammte, standen die Chancen damals recht gut. Die neue Stelle war sehr interessant und 103 zugleich streng, musste ich doch noch einen Teil des Zustelldienstes über-

nehmen. Es dauerte ganze zwei Jahre, bis ich vom Amt des Briefträgers in der Beznau und dem Ausserdorf befreit wurde. Im Jahre 1947 durften wir erstmals zusammen in die Ferien fahren, in Walchwil konnten wir uns so recht der Siesta hingeben, es war ein wunderbares Erlebnis. 1949 wurde uns noch der dritte Sohn Beat geboren, der uns ebensoviel Freude bereite- te wie die ersten zwei. Im Jahre 1958, also mit 49 Jahren, legte ich noch die Motorfahrzeugprüfung ab und blieb bis jetzt von jeglicher polizeili- chen Strafe frei. Viel Vergnügen machte uns das Reisen, das uns in fast alle europäischen Staaten brachte. Im Jahre 1971, als unser zweiter Sohn in Johannesburg weilte, besuchten wir ihn und seine Frau in Südafrika, wo wir dem Krügerpark einen Besuch abstatteten. Auch der Tafelberg und das Südkap kamen an die Reihe, wie zwei Jahre später auch das Nordkap, es waren wunderbare Erlebnisse. Auch sportlich war ich tätig und nach der Jugendriege im Turnverein begann das Spiel mit dem Ball. Als dies in Döttingen ruchbar wurde, liess man mir keine Ruhe mehr einen Fussball- club ins Leben zu rufen. Dem Männerchor trat ich als begeisterter Sänger bei, den ich zehn Jahre präsiidierte und dafür den Ehrenpräsidntentitel verabfolgt erhielt. Der Geist musste ebenfalls gepflegt werden, im Schachspiel konnte dies geschehen, mit einigen Kameraden half ich den Schachklub gründen, dem ich heute noch als passives Ehrenmitglied die Treue halte.

Als guter Gewerkschafter lieb ich dem Berufsverband mein Gehör und wurde nach zwölfjähriger Tätigkeit als Kassier in die Reihen der Ehrenmitglieder aufgenommen. Nun bin ich seit sechzehn Jahren pensioniert und überbrückte die Übergangszeit mit einer Teilbeschäf- tigung beim Nachfolger, meinem Sohn, im Postbüro Döttingen.

Einen besondern Platz im Schaffen und Werken nahm die Kran- kenversicherung in Anspruch. Die Argovia Krankenkasse in Aarau hatte mir im Jahre 1950 die Leitung der neugegründeten Sektion Döttingen anvertraut, die ich 36 Jahre betreuen und dabei manchen guten Rat erteilen durfte.

Eine schöne Zeit konnten meine Frau und ich beim Verein für Pilzkunde erleben, die Mykologie hatte es uns angetan und in vielen Wan- derungen durch Feld und Wald wurde die Gesundheit gepflegt, das Pilz- suchen brachte manchen guten Schmaus auf die Platte. Nun haben wir alle Ziele etwas zurückgesteckt und freuen uns, noch an den Wanderungen der Pro Senectute mitmachen zu können, cs sind immer schöne Tage mit Gleichgesinnten durch Wald und Flur zu pilgern.

Zum Schluss möchte ich dem Herrgott danken, dass ich und meine ganze Familie von ernsten Erkrankungen verschont blieben. Dan- ken möchten ich meinen längst verstorbenen Eltern, den Geschwistern und vor allem meiner lieben Gattin und meinen Kindern und ihren Ange- hörigen für alles, das zum guten Verhältnis beitrug.



Leo Erne-Kalt, 1916, Hettenschwil. Während vier Jahren Besuch des Lehrerseminars St. Michael in Zug. Ein Jahr Seminar in Wettingen – das Zuger Patent wurde damals im Aargau nicht anerkannt. Von 1938 bis 1981 Lehrer an der Gesamtschule Hettenschwil. Er ist Mitbegründer der Fleckviehzuchtgenossenschaft Leuggern.

Als Achtklässler die Kleinen unterrichten durften

Aus Aargaus grösster Gesamtschule geplaudert

Geschichtliches von der Hettenschwiler Schule

Die Dörfer Hettenschwil, Etzwil und Hagenfirst haben seit 1812 eine Schule, die bis zum Jahre 1950 als Gesamtschule geführt wurde. Zuerst war sie in einem Privathaus untergebracht. 1896 erbaute man auf dem Areal des einstigen Feuerweihers ein neues Schulhaus, das heute noch benützt wird. Gab es lange Zeit Schwierigkeiten mit den Lehrkräften, stabilisierte sich das mit dem Neubau, weil darin auch noch eine Lehrerwohnung zur Verfügung stand. Eduard Meng wirkte 44 und der Richterstatter 43 Jahre lang.

Die grösste Gesamtschule

Als ich am 16. April 1938 als frischpatentierter Lehrer die Schule übernahm, zählte sie in 8 Klassen 57 Schüler, nämlich der Reihe nach von der 1. aufwärts: 3, 5, 8, 9, 11, 4, 10, 7. Es gab Familien, die gleichzeitig vier bis sechs Kinder zur Schule schickten. Den Höchststand erreichte sie im Jahre 1947 mit 62 Schülern. Das war die grösste Gesamtschule im Aargau, und darum drängte die Erziehungsdirektion auf Trennung, was aber bedingte, dass der Lehrer zuerst ein eigenes Haus bauen musste, denn Leer-105 Wohnungen gab es im Dorfe nicht.

Schulbetrieb

Im grossen Schulzimmer, io auf 9 Meter und von drei Seiten belichtet, war genügend Platz. Am Montag, Dienstag und Donnerstag hatten am Vormittag die Oberschüler 5. bis 8. Klasse anzutreten und am Nachmittag die Kleinen. An den übrigen Tagen war die ganze Schar beisammen. Es war beispielhaft, wie die Grossen auf die Kleinen Rücksicht nahmen, wie das in einer geordneten Familie der Fall sein sollte. Natürlich gab es für den Lehrer sehr viel Vorbereitungen, damit jede Klasse genügend Arbeitsstoff hatte. Begreiflich, dass die Schüler sich stark schriftlich betätigen mussten, was wiederum viele Korrekturen erforderte. Ich glaube nicht, dass das Nebeneinander von mündlichem und schriftlichem Unterricht auf die Schüler störend wirkte. Die Kinder waren noch nicht so nervös, dagegen willig, fleissig und grösstenteils mittel bis sehr intelligent. Gerne nahmen sie auch einen ‚Brocken‘ aus dem Unterrichtsstoff der Grossen auf, und diese wiederum staunten, wie schwer es ist, als Erstklässler den Zehnerschritt zu beherrschen oder später das Einmaleins. Oft konnte ich erleben, wie grössere Mädchen in der Pause den schwächeren ‚Schule‘ gaben. Schön, nicht wahr? Gute Achtklässler – nur wenige besuchten damals die Bezirksschule in Leuggern, und eine Sekundarschule in der Nähe fehlte – schickte ich regelmässig ins Arbeitsschulzimmer oder bei schönem Wetter auf den Schulplatz mit einer Klasse zum Lesen oder Rechnen.

Eine Auswahl der vielen Episoden

Die Tannzapfenreise

In den Kriegsjahren 1939-1945 war das Brennmaterial rar. Sehr begehrt von der Industrie waren Tannzapfen. An freien Nachmittagen oder in der Turnstunde sammelten wir eifrig. Erlös in zwei Jahren Fr. 850.- (Monatslohn des Lehrers damals Fr. 312.-) Als Lohn führten wir erstmals eine zweitägige Gratisschulreise zur Kleinen Scheidegg durch. Von Wengen aus wollten wir zu Fuss das Ziel erreichen. Aber da regnete es in Strömen, und der verständnisvolle Kondukteur liess uns gratis weiterfahren bis zur Wengernalp. Dort sausten die Nebel- und Regenwolken geisterhaft umher, aber plötzlich stach die Sonne durch, und die Jauchzer der glücklichen Schar widerhallten an der gefährlichen Eigernordwand, und das Silberhorn glänzte tatsächlich wie Silber.

Nach dem Nachtessen tummelten sich die Schüler auf den blumenreichen Alpweiden Richtung Eigergletscher oder Lauberhorn, während die drei Erwachsenen und der Lehrer sich auf der Terrasse des Hotels einen Trunk gönnten. Plötzlich kam schnellen Schrittes ein Beamter der Jungfraubahn zu uns und machte den Vorschlag, wir könnten am nächsten Morgen für nur 3.- Fr. aufs Joch fahren, wir hätten dort eine halbe



Links der Lehrer, rechts (mit Brille) ein Seminarist im Praktikum

Stunde Aufenthalt, sie müssten unbedingt fahren um einige Touristen abzuholen, die heute zu spät auf dem Joch eingetroffen seien etc. etc. Ich überlegte, wusste um diese einmalige Gelegenheit und auch, dass das Geld vorhanden sei. Aber dann die Bedenken: Was sagen die Leute, wenn sie vernehmen, die Hettenschwiler Schüler seien auf dem Jungfrauojoch gewesen! Trotz der eindringlichen Befürwortung der Erwachsenen und des Bahnbeamten konnte ich, vom Gewissen geplagt, nicht zusagen. Auch ein Lehrer kann eine Dummheit begehen!

Turnexamen

So wie es heute üblich ist, dass im Kindergarten Buben und Mädchen miteinander spielen, so war es ehemals in den Turnstunden der Primarschule. Immer im Frühling gab es ein Turnexamen, an dem Freiübungen, Geräteturnen und ein Spiel vorgeführt wurden. Da trug es sich zu, dass zwei grossgewachsene Achtklassmädchen, die ihre Weiblichkeit deutlich anzeigten, auch zur Schar gehörten. Am Schluss meinte der als Witzbold bekannte Turnexperte Johann Pfister von Leibstadt: Nächstes Jahr kannst du die Serviertöchter vom Turnexamen dispensieren!

Der Inspektor kommt

Mein Nachbar hatte einen prächtigen Dürrbächlerhund mit Namen Bärli. Als Grossbauer hatte der Besitzer keine Zeit, mit dem Hund

zu spazieren. Das übernahm ich. Das Tier wurde sehr zutraulich und gehorchte mir aufs Wort. Begab ich mich zu Fuss zur Schule, hatte ich grosse Mühe, dass er auf dem Hof blieb. Manchmal schlich er auf Umwegen zum Schulhaus und liess sich von den dort wartenden Schülern streicheln und verwöhnen. Gelegentlich nahm ich ihn mit in die Schulstube, wo er sich zufrieden unter das Pult legte und zuweilen ein Gähnen oder zufriedenes Knurren von sich gab, was die Schüler natürlich freudig quittierten. Nach der Pause kehrte er dann unaufgefordert heim.

Eines Morgens behandelte ich in der Zoologie die Raubtiere. Jetzt musste Bärli dabei sein. Auf Befehl zeigte er sein mächtiges Gebiss, was auf die Schüler einen packenden Eindruck machte. Aber plötzlich ertönte Bärli's tiefe Stimme, und er eilte zur Türe, bellte und bellte unaufhörlich. Ich mahnte ihn zur Ruhe, was er auch befolgte und öffnete die Türe. Draussen stand der Inspektor. Am Halsband konnte ich das Tier zurückhalten, sonst hätte er den ‚Fremden‘ angesprungen.

Im Inspektionsbericht war dann zu lesen: Der Lehrer versteht es, lebensnah zu unterrichten...



Hans Wink-Schneeberger, 1912, Koblenz. Er war noch Fährmann in Koblenz. Er hat als Tankstellenbesitzer und Taxichauffeur, als Briefträger und Platzwart gearbeitet. Aber nebst all den vielen Berufen gehört zu seiner Geschichte auch die Friedensinsel.

Nach dem Fährbetrieb die Friedensinsel

Koblenzer Episoden vom Leben am und der Arbeit auf dem Rhein

„Wenige Tage noch, und es kann die neue Rheinbrücke Koblenz – Waldshut dem Verkehr übergeben werden. Wenige Tage noch, und es wird der Koblenzer Fährmann das Steuer niederlegen.“ Diese Meldung in der ‚Botschaft‘ vom 23. November 1932 war nicht nur historisch ein bedeutendes Ereignis für die Region und die damalige Zeit. Schicksale verändern sich mit der Fähre, die seit mehreren Jahrhunderten bestand und vor allem während der Zurzacher Messen regelrechte Höchstleistungen erbrachte mit Waren aus dem Schwarzwald. Doch lassen wir einmal die wirt-



schaftliche und technische Seite der Fähre weg und betrachten wir den Lebensweg des letzten noch lebenden Fährmannes Hans Wink aus Koblenz. ‚Ich kann mich noch gut an meine Kindheit erinnern, wie ich als fünfjähriger kleiner Stösi den älteren Kindern nachgesprungen bin zum Spielen. Der Rhein war damals noch kristallklar. Die Kieselsteine im Wasser wie frisch poliert. Die Jungfische sah man noch in Schwärmen und in Tiefen bis zu 3 Metern. Das Vieh der 30 bis 35 Kleinbauern wurde von den meisten im Sommer wie im Winter morgens und abends zum Tränken an den Rhein geführt. Autos sahen wir zu dieser Zeit noch keine. Und die Dorfstrasse war damals noch der schönste Kinderspielplatz für uns Kinder. Das alles gehört heute der Vergangenheit an.‘

Fährbetrieb

Ich übernahm als 16jähriger Jüngling den Fährdienst, ‚die Kehr‘ meines Vaters, als jener 1928 erkrankte und im Jahr darauf starb. Die Kehr war auf sechs Familien aufgeteilt und wurde an die Nachkommen vererbt. Für mich war es damals keine Frage, in die Fussstapfen meines Vaters zu treten, meine Kindheit war ohnehin eng mit dem Rhein verbunden. Die Fährmänner waren bei jedem Wetter verpflichtet, von morgens 5 Uhr bis nachts 10 Uhr die Kundschaft über den Rhein zu befördern. Zwischendurch fuhr man zum Essen schnell nach Hause. Auch die Wirtschaften ‚Fährhaus‘ in Waldshut und damals ‚Frau Mendler‘ in Koblenz kamen auf ihre Rechnung, waren wir Fährmänner doch immer gern gesehene Gäste.

Das Fahrgeld kostete damals pro Person 10 Rappen, ebenfalls ein Fahrrad, Autos kosteten je nach Grösse zwischen 2 bis 4 Franken, für Holzfuhren mit Pferdegespann mussten für Flin- und Rückfahrt 3 bis 5 Franken bezahlt werden.

Durch die rasante Verkehrsentwicklung konnte die Rheinfähre in Koblenz, damals übrigens noch die letzte Wagenfahre in der Schweiz, die Holzfuhren und Autos transportierte, dem grossen Andrang nicht mehr standhalten. Die letzten Familiennamen der Fährleute bei der Aufnahme der Fähre 1932 hiessen: Knecht, Schweri, Gassler, Kalt, Wink.

Die Fährrechte waren in Sechzehntel aufgeteilt und folgendermassen vergeben:

Knecht Gottlieb, Landwirt	5/16
Schweri Karl, Landwirt	3/16
Gassler Karl, Fischer	2/16
Gassler Otto, Landwirt	2/16
Kalt Arnold, Landwirt	2/16
Witwe Wink, Sohn Hans	2/16

Das ergab im 4-Wochen-Wechsel 16/16 oder 8 mal $\frac{1}{2}$ Woche 2/16 ergab $\frac{1}{2}$ Woche: Jeden ersten Arbeitsmonat anfangs Woche 4 Tage, jeden 2. Arbeitsmonat Ende Woche 3 Tage.

So wusste jeder Fährmann auf Jahre hinaus, wann er verpflichtet war. Und von dieser Wochenunterteilung her kam auch der Name ‚Kehr‘.

Die ersten Gespräche zwischen der Schweiz und Deutschland wegen der Verkehrsverbindung über den Rhein fanden bereits im Jahre 1913 statt, und es bedurfte unzähliger weiterer Gespräche, Sitzungen und Konferenzen, bis am 1. September 1931 mit dem Bau der Rheinbrücke begonnen werden konnte. Den letzten Tag auf der Fähre werde ich wohl nie vergessen. Die letzte Fahrt – es tat mir schon ein wenig weh, dass nun unserer Fähre das letzte Stündchen geschlagen hatte. Die Fähre wurde noch im selben Jahr an das Kraftwerk in Laufenburg verkauft, wo sie für die Befestigungsarbeiten an den ausgeschwemmten Ufern eingesetzt wurde.

Arbeit, Kriegszeit und Familie

Nach der Fährzeit wurde mir die Stelle bei der Post Koblenz als Briefträger angeboten, welche ich auch annahm. Daneben hatte ich als Baumwärter einen kleinen Nebenverdienst und bewirtschaftete nebenher unser kleines Heimwesen. Einen weiteren Nebenverdienst hatte ich bei der Firma Knecht, Sägerei, wo ich in den Zwischenzeiten noch etwas arbeiten konnte. Die Jahre damals waren schlechte Zeiten. Hatten wir doch unseren Vater verloren, und von uns sieben Geschwistern gingen die meisten noch zur Schule. Im Jahre 1935 heiratete ich Frida Schneeberger von Koblenz. Zwei Söhne und zwei Töchter vervollständigten unsere Familie. Bei der Mobilmachung 1939 musste ich in die Innerschweiz einrücken. Wir wurden als Pontoniere für die verschiedensten Arbeiten eingesetzt, wir mussten Seehindernisse erstellen und Wege bauen u.a.m.

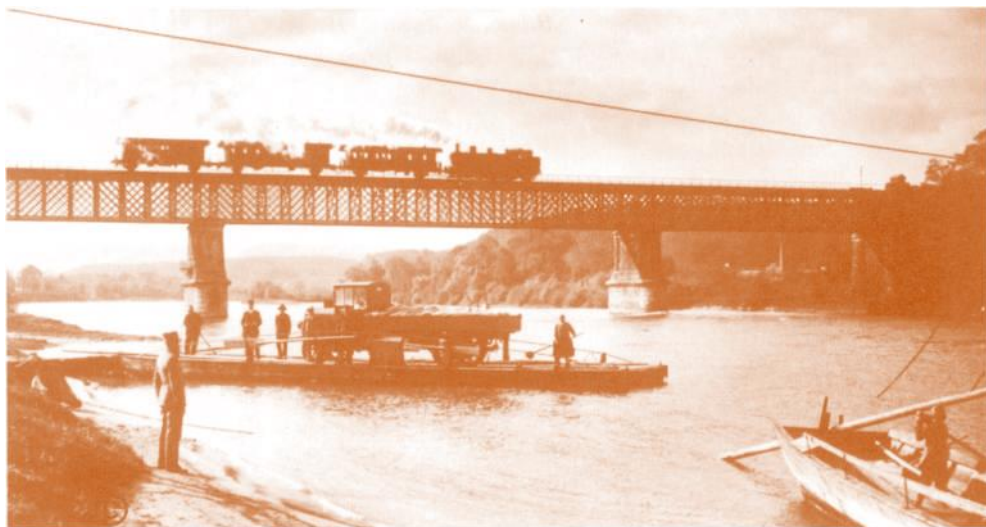
Meine Frau musste während dieser Zeit in Koblenz mit den vier kleinen Kindern durchkommen und unsere kleine Landwirtschaft betreiben. Von meinem Bruder Josef wurde sie tatkräftig unterstützt.

Nach Kriegsende erhielt ich die feste Anstellung als Postbote. Daneben konnte ich die Landwirtschaft nie ganz sein lassen, unser Kleinbetrieb am Zoll bestand weiterhin. Da unser Haus hart an der damaligen Landstrasse stand, machte ich dem Staat den Vorschlag, dass ich – mit entsprechender Einwilligung – für den Bau einer eigenen Tankstelle das alte Bauernhaus auf meine Kosten abreißen würde. Der Staat war dazu bereit, verpflichtete mich aber, das Haus auf die neu vorgeschriebene

Baulinie zurück zu setzen. So bauten wir 1954 das neue Haus mit Tankstelle, was geschäftlich zu einem vollen Erfolg führte. Die Familie half tatkräftig mit, bis wir 1962 die Liegenschaft verkauften. Nach zweijähriger Pause setzte ich nochmals an und baute 1964 ein Zweifamilienhaus am schönen Rhein. Zufolge der rasanten Verkehrsentwicklung wurde es hier aber zu unruhig. Ich wollte den Lebensabend an einem stilleren Ort verbringen und zog 1981 zusammen mit meiner Frau in ein kleines Einfamilienhaus an der Schulstrasse. Garten und Haushalt geben nun zusammen mit der gelegentlichen Betätigung auf der Insel eine erfüllende Beschäftigung ab. Nach Aufgabe des Tankstellenbetriebes verdiente ich unser Brot als Taxichauffeur. Ich arbeitete im ‚Züritor‘ in Killwangen und bei der ‚Festo‘ in Dietikon. Den letzten Arbeitsplatz vermittelte mir meine Tochter bei der Motor Columbus in Baden, wo ich bis zu meiner Pensionierung 1977 als Platzwart die firmeneigenen Freizeit- und Tennisanlagen pflegte.

Die Friedensinsel

In die Fünfziger- und Sechziger Jahre fällt noch ein weiterer wichtiger Schritt. Als ehemaliger Fährmann war ich mit dem Rhein fest verbunden und konnte auf das Leben mit dem Fluss fast nicht verzichten. So entschloss ich mich 1956, die Insel auf dem Rhein Parzelle um Parzelle zu erwerben. Es gab viel Arbeit auf der Insel zu bewältigen. Die Wildnis musste gerodet, die Dornen und Stauden entfernt werden. Nachher setzte ich etwa 6'000 verschiedene Waldpflanzen. Mit einem schönen Inselfest am 25. August 1964 taufte wir das frühere ‚Griendli‘ auf den Namen ‚Friedensinsel‘. Ich könnte auf mein Hobby ‚Friedensinsel‘ kaum mehr verzichten. Der Bau einer Blockhütte vervollständigte meinen Traum von der kleinen einsamen Insel, lassen sich doch mitten auf dem Rhein die Stille und die Natur in ihrer Vollkommenheit geniessen. Ganz so still geht es aber auf der Insel nicht mehr zu. Gemäss einem eigens angefertigten Gästebuch stiegen schon viele Feste und feierliche Anlässe an diesem Ort. Naturfreunde und Vereine benützen die Insel gern für ihre Ausflüge. Im Zusammenhang mit dem Rhein kommt mir noch in Erinnerung, was mir meine Grossmutter erzählte und was ich zum Teil noch selber erlebt habe. Oberhalb des Dorfes, wo der Rhein ein ziemlich starkes Gefälle hat, war ein Kanal mit Wasserrad gebaut worden, vermutlich schon im 18. Jahrhundert. So wurde dort eine Steinmühle betrieben, später die Maschinenfabrik und Schlosserei der Gebrüder Dietsche, und zuletzt wurde von Fritz Dietsche noch eine Färberei und Chemische Reinigung eingerichtet. Mit den Jahren veraltete der Betrieb. Das Wasserrad wurde baufällig, der Kanal durch das immer wiederkehrende Hochwasser ausgeschwemmt. Das ganze Bauwerk war schliesslich so beschädigt, dass es in den letzten Kriegsjahren abgerissen werden musste.



Personenfähre, Wagenfähre und Eisenbahn über den Rhein.

Wenn man mit Hans Wink spricht, dringt oft noch etwas von seinem ‚Abenteuergeist‘ durch, der ihn bis heute Zeit seines Lebens begleitet hat. Diese Lebensfreude half ihm sicher auch über schwierige Zeiten, die es wohl bei jedem einmal gibt. Seine Vielschichtigkeit, die er den abwechslungsreichen Stationen seines Lebens verdankt, machen ihn heute noch zu einem interessanten Gesprächspartner. Davon profitieren nicht nur seine Enkelkinder. Sein Leben ist fast mit einer Reise zu vergleichen, eine Reise in verschiedene Bereiche und zu anderen Menschen. Nicht jedem mag es vergönnt sein, eine derartige ‚Reise‘ zu unternehmen, doch wenn nur ein wenig Abenteuer- und Reiselust in einem Menschen steckt, stehen die Zeichen gut für ein erfülltes, variationenreiches Leben.

Hans Wink und Regula Huber



Josefine Filaté-Knecht, 1900, Döttingen. Sie wurde zu einer Zeit geboren, da die Seidenweberei noch in Heimarbeit betrieben wurde. Mit allen Sorgen und Freuden hat sie den Beruf einer Hebamme ausgeübt. Wenige Wochen vor Erscheinen dieses Buches ist sie hochbetagt gestorben.

Des Seidenferggers Tochter wurde Hebamme

Mit dem Köfferli auf dem Gepäckträger durch Nacht und Nebel

Im Altersheim

Als im Jahre 1984 das regionale Altersheim der Gemeinden Böttstein, Döttingen, Klingnau und Koblenz auf dem Platz der abgerissenen Kirche in Döttingen eröffnet wurde, zogen auch die beiden Freundinnen Frau Filaté und Frl. Schifferle in den neuen Bau ein. Die beiden hatten vorher jahrzehntelang im gleichen Haus an der Mühlegasse gewohnt. Weil sie an einander gewohnt waren und sich in allem gut kannten, entschlossen sie sich zu diesem Schritt. Beide waren noch sehr rüstig und guter Dinge. Sie sagten sich: ‚Wir ziehen freiwillig ins Altersheim, solange wir noch selber entscheiden können. Dann können wir die Wohnung auslesen und sind darin daheim, wenn später die Kräfte nachlassen sollten.‘

So hat jede ein heimeliges Zimmer im dritten Stock droben. Durch das grosse Fenster erblickt man Wiesen und Gärten mit Obstbäumen, den Spazierweg an der ruhig fliessenden Aare und drüben die Dörfer des Kirchspiels mit den bewaldeten Höhen dahinter. Am Nachmittag schaut auch die Sonne herein. Besonders schön ist es gegen Abend, wenn die sinkende Sonne den Stausee rot und goldig färbt und die Strahlenbündel zwischen den Pappeln sich verschieben. Da kommt Frau Filaté

das Lied in den Sinn, das sie einst bei ihrem Lehrer Eduard Zehnder in der Schule gesungen hat:

Goldne Abendsonne, wie bist du so schön!
Nie kann ohne Wonne deinen Glanz ich sehn...

Wolltest doch uns senden, Herr, dein ewig Licht,
dass zu dir wir wenden unser Angesicht!

Von den Vorfahren

Frau Filaté wurde im Jahre 1900 als Josefine Knecht geboren. Ihr Vater war Seidenfergger. Er musste also die Garne, die eine Zürcher Firma lieferte, den Heimwebern in unserer Gegend verteilen, den Leuten genaue Anleitung für das Weben der farbigen Seidentüchlein geben und nach einigen Tagen die fertigen Arbeiten einsammeln, kontrollieren und nach Zürich spedieren. Leider starb Vater Knecht schon im Alter von 40 Jahren, als Josefine erst acht Jahre alt war. In jener Zeit war es für eine Witwe schwer die Familie durchzubringen. Und da waren gerade noch vier unmündige Kinder, die ohne Vater auskommen mussten.

Josefines Grossvater, also der Vater der Mutter, hiess Schifferle. Er war 1836 geboren. Er hatte in Endingen den Beruf des Schneiders erlernt. Nach der Lehrzeit machte er sich auf die ‚Walz‘. So kam er nach Zürich, später nach Basel und Mülhausen im Elsass. Dort heiratete er eine Berufskollegin und kaufte ein Dreifamilienhaus. Das junge Paar schneiderte gemeinsam die angemessenen Herrenkleidungen. Die Frau schnitt und nähte die Hosen und das Gilet, während der Mann den Kittel anfertigte. Nach einigen Jahren verkaufte Schifferle das Haus und zog mit der Familie ins Heimatdorf, nach Döttingen. Sie brachten nicht nur den Hausrat zu uns, sondern auch noch den Elsässerdialekt, der ein Gemisch von deutsch und französisch ist. Damit fielen sie in Döttingen auf. Die Tochter wurde dann die Frau des Seidenferggers Knecht. Josefine erinnert sich heute noch gut an die französischen Ausdrücke, die ihre Mutter häufig brauchte.

Es ist erwiesen, dass die Bevölkerung von Döttingen im 19. und zu Beginn des 20. Jahrhunderts sehr arm war. Der Grund lag in den vielen Fehl Jahren und im Mangel an Hilfsmitteln für die Bauern. Auch fehlte jegliche Industrie. Wie Seidenfergger Knecht starben in unserm Dorf mehrere Männer in den besten Jahren an Tuberkulose. – Es ist nur zu begreiflich, dass es der Witwe Knecht in Döttingen nicht mehr gefiel. Sie hatte im Sinn, mit ihren vier Kindern in ihr Jugendland, ins Elsass, zurückzukehren. Gemeindeschreiber Johann Schifferle konnte sie davon abhalten. Er sagte zu ihr: ‚Dein Sohn Josef möchte doch Lehrer werden.

Ich will dafür sorgen, dass euch das nötige Studiengeld günstig geliehen

wird. Bleibt also hier!’ Frau Knecht nahm den Rat und die Hilfe an. Der Sohn Josef konnte das Seminar Wettingen besuchen und wurde der beliebte Lehrer in Schneisingen. Frau Knecht hatte den Beruf der Glätterin erlernt. Sie besorgte noch Kundenglätterei, als sie schon verheiratet war. Doch vom tagelangen Glätten mit dem Kohlenbügeleisen erlitt sie oft gegen Abend Kohlendioxydvergiftungen mit viel Kopfschmerzen. Der Grossvater schenkte ihr darum ein elektrisches Bügeleisen.

Jugendzeit

Josefine besuchte die Schule bei den Lehrern Graber, Vögeli und Zehnder. Besonders an Vögeli und Zehnder hat sie deutliche Erinnerungen. Die Abteilungen waren mehrklassig und gross und die Lehrer streng. Abwechslung in den Schulbetrieb brachten etwa Spaziergänge in den Wald. Eine grössere Schulreise konnte der Jahrgang 1900 leider nicht machen. Ein wenig lächelnd berichtet Frau Filaté, wie sich Kinder vor 75 Jahren kleiden mussten: Lange Röcke, Armeischürzen, genagelte, hohe Schuhe. Josefine wurde Weissnäherin. Welch stolzes Gefühl erfüllte sie, als sie die erste, selbstverdiente Hunderternote auf die Kantonalbank bringen durfte. Die Mutter hielt auch in diesen Jahren auf strenge Zucht. Sie sagte: ‚Du musst sparen, damit du einmal deine eigene Aussteuer bezahlen kannst’. Auch mit 18 Jahren gehörte damals ein Mädchen abends nach dem Betzeitläuten in die Stube und durfte sich nicht mit Freundinnen oder gar Buben auf der Strasse herumtreiben. Eltern, Lehrer, Pfarrer und Behörden verlangten von den jungen Leuten eine strenge Zucht und fällten harte Strafen. Aber von Verständnis und liebevoller Aufklärung war nirgends die Rede. Frau Filaté empfindet nachträglich diesen Mangel sehr.

Die Hebamme

Im Alter von 20 Jahren besuchte Josefine an der Frauenklinik Zürich den Hebammenkurs. Er dauerte sechs Monate. ‚Diese Ausbildung war zu kurz. Der Kurs war sehr streng. Tag und Nacht musste gearbeitet werden.‘ 1921 legte sie die Prüfung ab und erhielt das Hebammendiplom. Von 1921 bis 1945 war sie die Döttinger Hebamme. Ihr Wirkungskreis umfasste aber bald auch die Nachbargemeinden Würenlingen, Klingnau, Kleindöttingen, Tegerfelden und Koblenz. Anfänglich handelte es sich stets um Heimgeburten. Später wuchs die Zahl der Spitalgeburten immer mehr, und Frau Filaté musste auch im Spital Leuggern Hebammendienste versehen. Während 25 Jahren ist sie 1100 Frauen bei der Geburt beigestanden. Dazu legte sie den Weg stets mit dem Fahrrad zurück. Das war besonders in Regennächten eine schwere Leistung. Während des Zweiten Weltkrieges war totale Verdunkelung befohlen. Doch die Döttinger Hebamme musste auch damals in stockdunkler Nacht mit ihrem Velo ohne Licht nach Würenlingen fahren.

Frau Filaté kann jedoch heute glücklich berichten, dass sie gar nie auf dem Weg zu einer Geburt angepöbelt oder angegriffen wurde. Überhaupt stand ihr Dienst unter einem glücklichen Stern. Keine Frau und kein Kind starben bei der Geburt. Frau Filaté wandte allerdings ein ‚Geheimmitteli‘ an: Bei jeder Geburt betete sie zum Heiligen Geist, er möge ihr die nötige Weisheit und Hilfe leisten. Und wenn sie wusste, dass eine Geburt mit Schwierigkeiten bevorstand, telefonierte sie vorher dem Hausarzt, er möge sich zum Abruf bereit halten. Im Allgemeinen hat Frau Filaté gute Erinnerungen an ihre Hebammenjahre. Meist benahmen sich auch die jungen Väter ordentlich korrekt, wenn man von den drei tollen Männern absieht, mit denen an diesem Abend nicht gerechnet werden konnte, weil sie einen Alkoholrausch hatten.

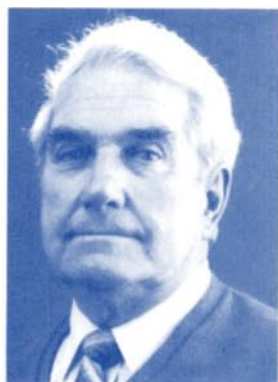
Die Frauen schätzten die Hebamme, die ja etwa gleich alt war wie sie, sehr und hatten zu ihr volles Vertrauen. Nicht selten sagte eine junge Frau, die einer Geburt entgegensah, sie sei so glücklich, dass Frau Filaté jetzt wieder eine zeitlang Tag für Tag in ihr Haus komme.

Frau Filaté hatte einen verständnisvollen Ehemann. Leider ist er schon vor mehreren Jahren gestorben. Auch von den drei strammen Söhnen ist der eine, Friedrich, schon lange tot. Mit den Familien der Söhne unterhält sie gute Beziehungen und trifft sich gerne mit ihnen.

Das Leben im Altersheim gefällt Frau Filaté. Sie muss doch nicht mehr um ihr grosses Haus besorgt sein. Sie versteht sich mit dem Personal und mit den Heimsinsassen gut. Sie liebt die gute Ordnung und den geregelten Tagesablauf. Mit ihrer Freundin, Frl. Schifferle, betreut sie alltäglich den Andachtsraum, in dem jede Woche die Gottesdienste beider christlichen Konfessionen gehalten werden. Für Frau Filaté ist die Religion nicht nur Bindung und Verpflichtung, sondern auch Quelle der wahren Freude. Sie hat in ihrem reichen Leben das Schwere mit Ergebung angenommen und ist dem dankbar, ‚der uns an Leib und Seel‘ viel Gutes hat getan‘.

Den Paulusworten: ‚Die Frau sei dem Manne untertan‘ steht sie aber recht kritisch gegenüber. Es zeugt von einer wachen Einstellung, wenn sie als 88jährige so stark für die Emanzipation der Frau begeistert ist. Ja, Frau Filaté ist im guten Sinne modern!

Josef Knecht



Ernst Keller, 1919, Döttingen. Er lernte den Beruf eines Bäckers und absolvierte Wanderjahre teils in der Welschschweiz, teils in der Sonnenstube Tessin. Dann kehrte er heim an die Sonnenhänge von Döttingen und wurde – nach entsprechender Ausbildung – Weinbauer.

In Backstube und Weinberg zuhause

Mit Freude in zwei Berufen und Sprachregionen gearbeitet

Vom Bäcker...

Ich stamme aus einer Zeit, wo man noch in der Bäckerei 10er- und 20er-„Stückli“ kaufen konnte. Im Mai 1919 wurde ich geboren und wuchs mit drei Brüdern auf. Unser Vater war Briefträger und besass nebenbei noch eine kleine Landwirtschaft und Reben. Ich besuchte die Gemeinde- und Bezirksschule. Nach der Schulentlassung durfte ich ins Welschland ziehen, um mich im Französischen weiterzubilden. Ich fand eine Stelle in Le Locle als Ausläufer in einer Confiserie. Lohn gab's keinen. Das bescheidene Trinkgeld, das mir freundliche Kunden gaben, durfte ich doch noch behalten. Im Jahre 1935 begann ich in Zürich eine Bäckerlehre. Der Meister war sehr streng, aber in seiner Familie war ich sehr gut aufgehoben. Nach drei Jahren schloss ich die Lehre erfolgreich ab.

Nun begannen die Wanderjahre. Ich fand eine Arbeitsstelle in Chexbres am Genfersee. Diese Meistersleute waren vorbildlich. Ich wurde behandelt wie ihr eigener Sohn. Ausser Kost und Logis bekam ich einen Monatslohn von 50 Franken. Im Jahre 1939 absolvierte ich die Rekrutenschule in Aarau. Meine Wanderjahre wurden jäh unterbrochen. Denn der Zweite Weltkrieg brach aus, und nach der RS mussten wir gleich an die Nordgrenze ziehen, um das Vaterland verteidigen zu helfen. Ich war in einer Grenzschutzkompanie eingeteilt. Eine solche Kompanie bestand

aus Männern im Alter von 20 bis 48 Jahren. Die Kameradschaft war ausgezeichnet. Wir Jungen konnten sehr viel lernen von den ‚Alten‘. Schildwach- und Patrouillendienst war die Hauptbeschäftigung der Füsilier. Gerade auf den Wachtposten, wo jeder auf den andern angewiesen war und alle miteinander Freud und Leid teilten, sind bleibende Bande der Kameradschaft geschmiedet worden. Eine gewisse Verbitterung herrschte dann und wann bei uns Jungen, besonders weil wir viele Male für mehrere Wochen aufgeboten wurden, während die ältern Jahrgänge weniger Dienst leisten mussten. Es war eine lange und harte Zeit. Wir mussten auf vieles verzichten, erlebten aber doch auch Freude, an die wir uns heute noch gerne erinnern. Ich weiss heute, warum wir diese Opfer bringen mussten, und das ist es ja gerade, was mich mit Stolz an die Aktivdienstzeit zurückdenken lässt.

In meinem Dienstbüchlein steht, dass ich 972 Tage Militärdienst geleistet habe! In den verschiedenen Urlaubswocfien war ich wieder als Bäcker tätig, so in Lugano. In diesem Betrieb musste sehr streng gearbeitet werden: Von morgens 2 bis 12 Uhr und abends noch eine Stunde. Der Samstagnachmittag und der Sonntag waren frei. Kost und Logis frei im Hause, vier Mann in einem Schlafzimmer! Der Monatslohn betrug 100 Franken. Trotz harter Arbeit und schlechtem Essen hielt ich es acht Monate aus. Dann fand ich eine Stelle in Mürren. Hier gefiel es mir sehr gut. Brieflicher Kontakt brachte mich wieder an die gute Arbeitsstelle in Chexbres, die ich vor dem Krieg innegehabt hatte. Der Meister war leider gestorben. Ich hatte nun grössere Verantwortung zu tragen. Meine Arbeit wurde anerkannt, und ich verbrachte hier eine sehr schöne Zeit. Weil aber dann die Meisterin schwer erkrankte, war sie gezwungen, das Geschäft zu verkaufen. Da ich den Bäckerberuf liebte, hätte ich gerne die Bäckerei übernommen. Aber leider fehlten das Geld und – eine Frau.

...zum Weinbauer

So kam ich im Januar 1946 in mein Heimatdorf zurück. Ich arbeitete in der elterlichen Landwirtschaft und schätzte besonders die Arbeit im Rebberg. Dazwischen war ich in einem Baugeschäft tätig. Im Jahre 1953 besuchte ich die Weinfachschule für Rebbau und zwei Jahre später den Kurs für Weinbehandlung. Nach dem Zukauf von Rebparzellen und einer Trotte gab ich die Landwirtschaft auf und befasste mich mit dem Weinbau.

Als ‚Spätberufener‘ heiratete ich erst im Jahre 1959. Doch mit meiner Frau habe ich das grosse Los gezogen. Tatkräftig ist sie mir immer zur Seite gestanden im Weinberg, im Keller, in der Bedienung der Kund-119 schäft und selbstverständlich in der Erziehung der drei Kinder.

Die Ausbildung zum Winzer und die reiche Erfahrung haben in mir die Freude am Rebbaub gefördert, sodass ich den Berufswechsel vom Bäcker zum Weinbauer nie bereue. Ich bin auch meinen Eltern dankbar, dass sie mir ein gutes Beispiel gegeben und mich für die Reben begeistert haben. – Man weiss, dass in Döttingen schon seit vielen Jahrhunderten Reben angepflanzt worden sind. Vielleicht haben die Römer diese wertvolle Pflanze zu uns gebracht. Sicher ist, dass die Gotteshausleute des Klosters Sankt Blasien im 14. Jahrhundert an den sonnigen klängen von Döttingen Reben pflanzten. Später hatten unsere Leute oft Streit mit dem Chorherrenstift Zurzach, weil man in der Ablieferung des Zehntenweines nicht einig war. Im letzten Jahrhundert rodete die Gemeinde elf Hektaren Wald im Sonnenberg und pflanzte Reben, sodass Döttingen 47 ha Rebfläche zählte. Weil aber die Anlage nie recht gedieh, gab man sie nach 25 Jahren wieder auf. Am Ende des letzten Jahrhunderts trat im Sommer immer mehr der falsche Mehltau auf. Die Blätter und die Trauben wurden von dieser Pilzkrankheit befallen und starben ab. Die Kantonsbehörde befahl den Bauern, die Reben mit einem Kupfermittel zu bespritzen, anfänglich einmal im Jahr, später bis sechs Mal. In meiner Jugendzeit besorgten wir diese strenge Arbeit mit den Spritzkannen, die wir am Rücken trugen und dazu beständig pumpen mussten. Nach der Rebbergregulierung wurden zentrale Spritzanlagen gebaut. Die Arbeit wurde so erleichtert und die Wirkung verbessert. Seit einigen Jahren bespritzen wir die Reben mit fahrbaren motorisierten Hochdruckpumpen.

Die Sorge, die unsere Eltern noch hatten wegen der Reblaus, die ganze Rebberge vernichtete, kennen wir glücklicherweise nicht mehr. Denn in der Rebschule Würenlingen werden die Stecklinge auf Unterlagen gepflanzt, die gegen die Reblaus unempfindlich sind. Während wir noch vor 50 Jahren die Reben in engen Reihen pflanzten und in Handarbeit hackten und das Unkraut mehrmals säuberlich ausjäteten, haben die heutigen Reihen grosse Zwischenräume, sodass die Bodenpflege maschinell viel leichter möglich ist. Damit sich Humus bildet und der nackte Boden nicht von der Sonne ausgebrannt wird, machen wir Einsaaten von Gründüngung. Wenn wir früher die Reben alle paar Jahre mit Mist düngten, streuen wir heute jeden Sommer ganz bestimmte Kunstdünger in mässiger Menge. – Schon immer war für unser Weinbaudorf die Zeit der Traubenlese der Höhepunkt des Jahres. Im letzten Jahrhundert wurden die Trauben in die sieben Trotten getragen. Dort holten dann nach der Gärung die Wirte mit schmuckem Pferdegespann ganze Fuder des neuen Weins. Stolz schmückte die Bäuerin jedes Fass mit einem Strauss Dahlien oder andern ‚Weinblumen‘. Und in den Wirtshäusern konnte man das ganze Jahr ‚offenen Döttinger‘ trinken, ganz verschieden, je nach Fähigkeit des behandelnden Wirtes! – Heute wird der junge Wein von ausgebildeten Fachleuten behandelt und einige Monate später in Flaschen abgefüllt, sodass der Weinkonsument sich am süffigen, klaren Flaschenwein mit dem feinen Geschmack freuen kann.



Friedrich Bierhoff, 1886, Döttingen. Mehr als hier ein kurzer Steckbrief aussagen könnte, geht aus dem nachfolgenden Aufsatz hervor, bei dem einige in der Gegenwartsform geschriebene Sätze in die Vergangenheit gesetzt werden mussten. Friedrich Bierhoff ist nämlich vor Erscheinen des Buches gestorben.

Mit Esperanto durch ein Stück Weltgeschichte

Bericht über das Leben des Friedrich Bierhoff

Im Bahndienst

Am 31. August 1886 wurde Friedrich Bierhoff in der Nähe der Stadt Hagen im deutschen Westfalen geboren. Nach der Volksschule besuchte er eine höhere Bürgerschule und dann das Gymnasium in Hagen.

Mit seinen geistigen Fähigkeiten, die auch im hohen Alter von hundert Jahren noch spürbar waren, hätte er leicht eine akademische Laufbahn einschlagen können. Doch seine praktischen Veranlagungen, gepaart mit einem soliden Fortschrittsfeuer, hiessen ihn in den immer wichtiger werdenden Bahndienst zu Beginn unseres Jahrhunderts eintreten.

Im Dienst der Königlich-Preussischen Staatsbahn übte er verschiedene Funktionen aus. Dank seines beruflichen Könnens brachte er es bis zum Stationsvorstand in einem wichtigen Vorort von Köln. Im grossen Industriegebiet wurde er Vorsteher der Umladehalle, wo er für 300 untergeordnete Bahnangestellte verantwortlich war. Mehrere Jahre war er als Bahninspektor tätig. Bis 1926 wirkte Friedrich Bierhoff in einem grossen Ausbesserungswerk der Reichsbahn. Stolz erzählte der rüstige Herr vom guten Verhältnis, das er stets mit seinen Vorgesetzten und auch mit den Unterstellten pflegte. Seine ehrliche konsequente Art sei von oben und unten sehr geschätzt worden.

Während der Wirtschaftskrise

Von der grossen Wirtschaftskrise um 1930 herum wurden auch die Bahnbetriebe betroffen. Weil Friedrich Bierhoff unverheiratet war, wurde ihm vorgeschlagen, sich vorzeitig pensionieren zu lassen. Er hatte ja keine Familie zu ernähren. Alleinstehende Beamte wurden damals als erste in den Ruhestand geschickt. Mit seinen Eltern reiste er in die Südstaaten von Brasilien. Die Schiffsreise von Hamburg nach Rio de Janeiro entsprach natürlich ganz seinem Wunsch, in die entferntesten Ecken der Welt zu reisen. Doch die korrupten Verhältnisse in der brasilianischen Wirtschaft passten den ehrlichen und strebsamen Bierhoffs gar nicht. Durch das deutsche Konsulat wurde dem ehemaligen Bahnbeamten zwar pünktlich die Rente ausbezahlt. Doch das allein reichte auf die Dauer nicht. Und nach einigen Monaten wurde dem Drängen der Mutter nachgelebt, wieder in eine Gegend zurückzukehren, wo deutsch gesprochen wird. In einem Ozeandampfer, der mit italienischen Erntearbeitern vollbeladen war, kam man nach Genua. Won dort brachte die Bahn die Heimkehrer über Chiasso nach Kreuzlingen. Weil Friedrich Bierhoff dort zufällig vernahm, dass in der Nähe ein Bauernhof für 19'000 Franken zu haben sei, entschloss er sich zu dessen Kauf. Den Eltern passte dies sehr, waren sie doch früher auch Landwirte gewesen. Friedrich Bierhoff betrieb da besonders leidenschaftlich den Obstbau. Er verstand von Jugend auf das Veredeln gut. ‚Bis zu sieben Apfelsorten hatten wir am selben Baum. Die Bäume haben wir so veredelt, dass die frühen Sorten unten wuchsen und die spätem weiter oben, damit das Fallobst nicht die reifenden Früchte verletzen‘. Als tüchtiger Obstbauer war er bald in der Bodenseegegend bekannt. Gerne holte man bei ihm fachmännische Ratschläge und auch gute Edelreiser, mit denen man daheim unwirtschaftliche Bäume veredelte.

Im Hauptbahnhof Leipzig, 1939 bis 1943

Kurz vor dem Zweiten Weltkrieg zogen die Bierhoffs nach Leipzig zu Friedrichs Schwester, der Mutter seines Neffen. Wie schon in den Kriegsjahren 1914 bis 1918 musste Friedrich Bierhoff auch während des Zweiten Weltkrieges Bahndienst leisten, diesmal im Hauptbahnhof Leipzig. Und er meisterte die Sache gut. Weil Bahnangestellte nicht ins Heer eingezogen wurden, blieb Bierhoff der Kriegsdienst erspart. Er wurde Stellvertreter des Vorstandes. In den Jahren 1943 bis 1945 wurde Leipzig von schweren Luftangriffen heimgesucht, die auch den Hauptbahnhof trafen. Mit grossem Glück überlebte Friedrich Bierhoff diese Angriffe unverletzt. Im Dienst der Bahn tat Bierhoff nicht einfach seine Pflicht, sondern dank seiner praktischen Veranlagung half er dem Bahnbetrieb über manche Schwierigkeiten hinweg. Was er so zu Gunsten der Bahn ändern konnte, wurde von den vorgesetzten Stellen dankbar anerkannt. Mit den besten Zeugnissen und der Zusicherung einer Rente durfte er schliesslich den Bahndienst verlassen.

Erfinderischer Geist

Im April 1945 besetzten die Amerikaner Leipzig. In der Konferenz von Jalta beschlossen Stalin, Churchill und Roosevelt, dass Thüringen und Sachsen zur russisch besetzten Zone gehören sollen. Die Amerikaner wurden deshalb von den Russen abgelöst. Zusammen mit den Amerikanern setzten sich Friedrich Bierhoff und sein Neffe in den Westen ab. Friedrichs Vater blieb in Leipzig, die Mutter war gestorben. Friedrich und der Neffe liessen sich in Konstanz nieder, das sie ja in den Kreuzlinger Jahren gut kennen gelernt hatten. In Konstanz bauten sie einen Betrieb zur Herstellung von Kunststoff auf, wobei der erfinderische Geist sehr zur Wirkung kam. Als Friedrich Bierhoff 71 Jahre alt war, zog er mit der Familie des Neffen im Jahre 1957 nach Döttingen. Im Unterfeld wurde eine Kunststofffabrik erstellt und modern eingerichtet.

Schon in frühen Jahren hatte sich Friedrich Bierhoff für Esperanto, die neue Weltsprache, interessiert. – Im Jahre 1887 hatte der polnische Augenarzt Zamenhof diese Sprache geschaffen. Den Wortschatz entnahm er den europäischen Hauptsprachen Deutsch, Englisch, Französisch, Italienisch und Spanisch. Heute wird Esperanto von Radiostationen, in Verkehrsbüros, aber auch am Familientisch gesprochen. Nicht selten kommt es zu Ehen zwischen Esperanto-Sprechenden verschiedener Nationen. In Esperanto gibt es die Bibel, den Koran, Werke von Goethe, Dante und Shakespeare. Esperanto wird etwa von einer Million Menschen gesprochen.

Mit grosser Literatur eignete sich Bierhoff diese Sprache gründlich an, sodass er sie im hohen Alter noch rasch fliessend sprechen und schreiben konnte. Im Laufe der Jahre besuchte er die Esperantokongresse in allen Teilen der Welt. Das Geld, das er durch sein seriöses Leben ersparen konnte, verwendete er oft für seine grossen Reisen. Mit dem Esperanto-Jahrbuch in der Tasche reiste er in ferne Städte, suchte nach dem Verzeichnis die Kontaktperson, die ihm dann einen ortskundigen Esperantisten besorgte, der ihn durch die Stadt begleitete.

Mit über 90 Jahren flog er nach Tokio. Immer wieder pflegte er Kontakt in Esperanto mit Menschen aller Hautfarben und aller Weltanschauungen. An den Kongressen vertiefte er sich in philosophische und wissenschaftliche Vorträge der verschiedensten Geistesgrössen. Bierhoff sagte, dass die Menschheit auf die Dauer nur in ehrlichem Frieden und persönlicher Freiheit bestehen könne. Die Völker müssen sich verständigen können. Esperanto hilft dabei mit. Wie in China sollte Esperanto in der Schule gelernt werden können. Das Erlernen dieser Sprache sei

gar nicht schwer. Einige Beispiele in Esperanto:

Unu = 1	mi = ich	merkredo = Mittwoch
du = 2	vi = du, ihr, Sie	jaudo = Donnerstag
tri = 3	li = er	vendredi = Freitag
kvar = 4	si = sie	sabato = Samstag
kvin = 5	gi = es	mi volas = ich will
ses = 6	ni = wir	vi volas = du willst
sep =	ili = sie	ni povas skribi = wir können schreiben
ok = 8	dimanco = Sonntag	vi lernas = Sie lernen
nau = 9	lundo = Montag	vi devas lerni = Sie müssen lernen.
dek = ¹⁰	mardo = Dienstag	Kiel vi fartas? = Wie geht es Dir?

Dankon, mi ne pavas plendi

Danke, ich kann mich nicht beklagen

Mi gojas pri via vizito

Ich freue mich über deinen Besuch.

Petro staras en la vendejo

Peter steht im Laden.

Paulo iras en la vendejon

Paul geht in den Laden.

Der älteste Zurzibierter

Noch mit über 90 Jahren ist Friedrich Bierhoff fast täglich zu Fuss vom Dorf zum hochgelegenen Haus an der Nussaldenstrasse gestiegen, und einmal pro Woche marschierte er gar von Döttingen nach Waldshut und zurück. Ob seiner robusten Gesundheit war er wohl zu beneiden. Eine späte Augenoperation und die Einsetzung eines Herzschrittmachers hatte er gut überstanden. Er stand jeden Tag ohne fremde Hilfe auf. Auch nach dem 100. Geburtstag las er Zeitungen und schrieb in Esperanto Briefe mit der Schreibmaschine. So war er täglich oft über zehn Stunden tätig. Der rege Kontakt mit Esperantisten hielt ihn frisch.

Friedrich Bierhoff war trotz der mannigfaltigen Fähigkeiten und des guten Gesundheitszustandes nicht stolz. Er begrüßte die Tage, wie sie kamen. Er wollte niemandem vorschreiben, wie er zu leben habe, um gesund zu bleiben. Er hatte in allen Beziehungen Mass gehalten, hatte Alkohol und Nikotin gemieden. An die Mitmenschen stellte er keine grossen Ansprüche und Wünsche. „Mit Ansprüchen belästigt man andere und macht sich selbst unzufrieden!“.

Als Friedrich Bierhoff 100 Jahre alt wurde, hatte ihm die Musikgesellschaft Döttingen gespielt. „Die Botschaft“ hatte den Jubilar feierlich gewürdigt. Bezirks- und Gemeindebehörden rückten an, und in einer zweispännigen Kutsche fuhr man um den Stausee und feierte im Restaurant „Bahnhof“ in Felsenau. Gemeindeammann Toni Ackermann überbrachte die Glückwünsche der Döttinger Bevölkerung und überreichte ihm einen Blumenstrauss und eine Zinnkanne. Von Bezirksammann Josef Schleuniger durfte der Jubilar die Gratulationen des Bezirks Zurzach, das regierungsrätliche Schreiben, drei Goldvreneli und einen Blumenstrauss in den Aargauerfarben in Empfang nehmen. Auf der

Kutschenfahrt nach Felsenau, so war zu erfahren, habe Herr Bierhoff seine Begleiter in die Grundlagen des Esperanto eingeführt.

Als ich Herrn Bierhoff einige Tage vor seinem 101. Geburtstag unangemeldet besuchte, sass er – in Kragen und Kravatte – am Tisch und las die ‚Neue Zürcher Zeitung‘, stand dann aber flink auf wie ein Junger und reichte mir die Hand. Und bald sprudelte ein lebendiger Rede-strom aus dem weisen Mund, fast eine Stunde lang. – Auf sein Leben zurückblickend stellte Friedrich Bierhoff fest, dass er neben einigen Ent-täuschungen doch viele angenehme Erfahrungen erleben durfte. In sei-nem ganzen Dasein verehrte er über allem den grossen Geist, den wir Gott nennen. Aus einem tiefen Glauben heraus hatte er zu ihm Vertrauen. In Schwierigkeiten hatte er immer wieder die nötige Hilfe erhalten. Dafür war er dankbar.

Dem Arbeitnehmer möchte Bierhoff sagen: ‚Arbeite zuverlässig, nicht wankelmütig, sodass die Vorgesetzten auf dich zählen können!‘ Dem Arbeitgeber aber rät er: ‚Benimm dich als wahrer Freund der Unter-gebenen, sodass sie sich gerne für dich einsetzen!‘

Josef Knecht



Franz Wengi, geb. 28. März 1903 in Klingnau, als erstes von fünf Kindern. Schreinermeister und Rebbaauer im Ruhestand, aber noch immer aktiver Lädelibesitzer.

Weit gereister Schreiner und Lädeler an der Blechbrücke

Aus dem Leben eines Klingnauers in Döttingen

Bei Franz Wengi, der den 85. Geburtstag bereits gefeiert hat, gibt es zwei ‚rote Fäden‘, die sich durch das ganze Leben verfolgen lassen. Der eine betrifft den Beruf als Möbelschreiner, der andere die Tätigkeit im Laden an der Blechbrücke in Döttingen. Dazwischen spannt sich das breite Feld eines reichen Lebens.

Schreiner mit Leib und Seele

Am 2. April 1918 hat Franz Wengi bei der Oberle & Hauss AG in Döttingen die Lehre als Möbelschreiner begonnen. Die Fabrik an der Aare bestand gerade erst seit fünf Jahren. Vater Hauss betreute den Stift nach seiner Rückkehr aus russischer Gefangenschaft. Er hatte nämlich 1914 einrücken müssen. Beim Tod des Vaters musste Franz Wengi die Lehre abbrechen. Als Arbeiter bekam er nun 28 Rappen Stundenlohn. 1944 holte er die Lehrabschlussprüfung nach, um zum Meisterexamen antreten zu können. Schon damals betrieb er eine eigene Möbelwerkstatt.

Mit einem gewissen Lausbubenstolz berichtet Wengi noch heute, wie er als Stift in Nacharbeit Bilderrahmen geschnitzt hatte, um sich da und dort einen Fünfliber verdienen zu können. Schon während der Schuljahre hatte er mit solchen Arbeiten begonnen. Oftmals schraubte die Mutter die Birne aus der Lampe, damit doch der Bursche, der den Schlaf nötig hatte, endlich Feierabend machte. Aber der pfiffige Bursche hatte sich eine eigene Glühbirne angeschafft...



Die kleine Belegschaft der Firma Oberle+Hauss im Jahr 1918.

Franz Wengi, mit 15 Jahren der Jüngste im Bunde, ist vorn als Dritter von links zu erkennen.

Aus der frühen Schreiner-Zeit ist Franz Wengi noch in Erinnerung, dass er für 285 Franken ein deutsches Göricke-Rad kaufen konnte. 13as war damals eine Menge Geld. Doch hat man sich offenbar schon damals die Mobilität etwas kosten lassen. Was aber das eigene Velo für den jungen Mann bedeutet haben muss, lässt sich abschätzen, wenn man weiss, dass er als Schüler jeweils dem Vater, der in der Beznau als Maurer an Umbauarbeiten beteiligt war, über Mittag das Essen bringen musste. 40 Minuten war's hin und 40 Minuten zurück und dann ab in die Schule!

1925 wurde in Baden die erste kantonale Gewerbeausstellung durchgeführt. Die Döttinger Firma Oberle & Hauss beteiligte sich daran. Franz Wengi durfte die besonders schönen Ausstellungsstücke fertigen – in Handarbeit, versteht sich.

Noch im selben Jahr trat Wengi aus der Lehrfirma aus. Zur Weiterbildung zog es ihn in die Stadt Zürich, wo er 11 Jahre lang arbeitete und – beruflich gesehen – die schönsten Lebensjahre verbrachte. Während zwei Wintersemestern hat der junge Möbelschreiner die Kunstgewerbeschule in Zürich besucht. Dazu kamen Fachkurse im In- und Ausland. In seiner Zürcher Zeit hat Franz Wengi besonders schöne Arbeiten ausführen dürfen. So erinnerte er sich an sechs Louis XV.-Kommoden, von denen jede einen Arbeitsaufwand von 260 bis 280 Stunden erforderte. Oder an Arbeiten für den

Völkerbundspalast. ‚Stilmöbel‘ sind ein Thema, das bei Wengi heute noch Begeisterung auslöst. – 1935 begann Franz Wengi selbständig zu schreineren, damit die Frau ihren alten und pflegebedürftig gewordenen Eltern nahe sein konnte. Der landwirtschaftliche Schopf des Schwiegervaters wurde zur Schreinerei umfunktioniert und das Haus umgebaut. Wengi betätigte sich stets im Innenausbau und in der Möbelherstellung. Meist schreinerte er nach eigenen Zeichnungen und Entwürfen. Was dabei an Möbeln entstand, zierte – teils noch heute – Privaträume und Direktionsbüros bis nach Luzern und Bern. Das Zeichenbuch legt Zeugnis ab für Ideenreichtum und gestalterische Begabung. Franz Wengi führte die Schreinerei währen 43 Jahren bis über das Pensionierungsalter hinaus.

Beim Bau des Wasserkraftwerks Beznau, das 1902 seinen Betrieb aufnahm, hatte das Lädeli an der Blechbrücke gute Zeiten. In grossen Mengen konnte es Waren an die Baukantinen liefern. Es hatte lange Zeit auch sonst eine stattliche Geschäftskundschaft, zu der auch etliche Wirte zählten.

Von 1935 bis 1939 hat Wengi zusammen mit einem Tegerfelder Kollegen jährlich 10 Tonnen Zucker umgesetzt, der für die Herstellung von Ansteilerwein benötigt wurde. Gottlieb Knecht von der Hochmühle in Döttingen führte jeweils die eine Hälfte des Zuckers nach Tegerfelden und die andere zum Lädeli an der Blechbrücke. Der 100 kg-Sack kostete im Verkauf Fr. 19.50. Die Gewinnmarge betrug 50 Rappen pro Sack.

Johann Baptist Schifferli und Franz Wengi waren seinerzeit Kerzenlieferanten. Auf Lichtmess mussten jeweils kistenweise Kerzen von 80 bis 100 Zentimeter Länge bereitgestellt werden. Die Bevölkerung liess die Kerzen nicht nur für den Eigengebrauch segnen, sondern machte sich eine Ehre daraus, sie für den kirchlichen Gebrauch zu stiften. So musste die Kirchgemeinde oft jahrelang keine Kerzen anschaffen.

Der Zweite Weltkrieg brachte die Rationierung und die jedem Ladenbesitzer sattem bekannte Markenkleberei. Oftmals hätten die Kunden noch Märkli gehabt, doch der Detaillist konnte nicht liefern. Wengi geschäftete mit mehreren Grossisten. Dadurch war er in der Lage, hier dieses und dort jenes Produkt zu ergattern. Die Tradition, mit den Vertretern der wichtigsten Lieferanten die Bestellungen bei einem Glas Wein in der Stube abzuwickeln, dürfte sich dabei kaum nachteilig ausgewirkt haben.

In der Zeit zwischen 1935 und 1945 stammte ein Viertel der Einnahmen aus dem Verkauf von Raucherwaren. Kistenweise wurden Tabak und Stumpen umgesetzt. Wer erinnert sich noch an Teetabak, Burrus und Cornet?



Das Bild zeigt den Gesellenverein von einst. In der hinteren Reihe von links: Xaver Häfeli, Anton Cipolat, Josef Wyss, Joachim Kappeler, Josef Heck und Otto Höchli. Mittlere Reihe: Juli Cipolat, Ludwig Keller, Eduard Steigmeier, Leo Wagner, Oswald Keller, Wilhelm Erne, Julius Schleuniger und Johann Schleuniger. Vordere Reihe: Adolf Meier, Lehrer Fischer, Karl Häfeli, Dekan Seiler, Karl Wagner, Franz Wengi und Max Fehr.

Zu Beginn der Geschäftstätigkeit von Franz Wengi im Lädeli an der Blechbrücke war Barzahlung eher die Ausnahme. Nicht dass es schon damals Plastik-Kreditkarten gegeben hätte. Man liess im Lädeli einfach aufschreiben. Wenn es Zahltag gab oder sonstwie Geld einging, wurden die Schulden bezahlt. Gelegentlich musste auch ein kleinerer oder grösserer Betrag in den Kamin geschrieben werden. In schlechten Weinjahren musste das Lädeli oft bis in den Sommer hinein auf Geld warten. Neben dem Qualitätsangebot und dem guten Service sicherte die Möglichkeit, auf Kredit kaufen zu können, dem Lädeli eine grosse Kundschaft. Als es der Region und ihren Bewohnern finanziell besser ging, schlugen dann viele Kunden den Weg zum Grossverteiler ein.

Müsterchen aus der ‚gutem alten Zeit‘

Wie Franz Wengi zu berichten weiss, wurde – bevor die Strassen geteert waren – oft von Leuten Stroh auf die Fahrbahn gebreitet; liessen dann die Zugtiere – Kühe oder Pferde – etwas hineinfallen, hatte man Mist für den Garten.

Wenn die Familie Schifferli auf dem Feld oder in den Reben beschäftigt war, wurde der Laden geschlossen. Man hielt ihn dafür bis um

22 Uhr und am Sonntagvormittag offen. Während des Ersten Weltkrieges hatte einmal ein Bauer vergessen, rechtzeitig den Räben-Samen zu holen. Als er morgens um vier Uhr aufs Feld fuhr, hielt er vor dem Laden an. Als sich noch nichts regte, rief er zu den Schlafzimmerfenstern hinauf: ‚Was, die faulen Kerle sind immer noch im Bett!‘

In Klingnauer und Döttinger Vereinen

Franz Wengi hat während nicht weniger als 56 Jahren in der Stadtmusik Klingnau mitgeblasen. Seine eher bescheidenen musikalischen Fähigkeiten habe er durch fleissigen Probenbesuch wettzumachen versucht. Auch bemühte sich der leidenschaftliche Musikfreund, die Scharte – die so gross wohl auch wieder nicht gewesen ist – bei der Organisation von Jubiläen und Reisen auszuwetzen.

Mit grosser Begeisterung erzählt er heute noch vom Gesellenverein Klingnau, der in der Zeit von Dekan Seiler seine Blüte erlebt hatte. Während des Krieges und unmittelbar danach half Franz Wengi, zusammen mit einigen Kameraden der jungen Garde, den etwas darniederliegenden Gewerbeverein Unteres Aaretal-Kirchspiel wieder aufzukläpfen.

In Döttingen wirkte Wengi unter anderem im Schicssverein mit. Er half mit seinen Kranzresultaten nicht nur gute Vereinsdurchschnitte zu erzielen – er widmete den Schützen auch die Schützenstube im neuen Schützenhaus, wozu er Arbeit und Material spendierte.

‚Machen Sie mir keinen Nachruf‘, war die Bitte von Franz Wengi. Gewiss, die Zeit ist dafür auch nicht gekommen. Doch wird das Mosaik von Episoden notgedrungen zu einem Lebenslauf, zumal bei einem Franz Wengi, der so viel erlebt und gearbeitet hat – und so lebendig zu erzählen weiss, als wäre manches erst gestern passiert.

Hansueli Fischer



Otto und Frieda Schmid-Schüle, 1913, Full. Bis Ende 1979 haben die beiden Eheleute in Full eine Bäckerei betrieben. Wie aus dem nachstehenden Bericht ersichtlich ist, waren Feld und Stall nebst Backstube und Laden weitere Arbeitsplätze. Sechs Kindern sind sie Eltern geworden.

Am Urlaubstag fielen Bomben hinters Haus

*Mit Bewachen, Backen und Bauern durch die Kriegszeit.
– Ein Bericht aus Full.*

Wie wir die Kriegsjahre 1939 bis 1945 erlebten

In den Dreissigerjahren übernahm ich die Bäckerei von meinen Schwiegereltern in Full. Weil jedoch im kleinen Bauerndorf eine Bäckerei eine zu schwache Existenzgrundlage bot, war man gezwungen, noch Landwirtschaft zu betreiben. Wir hatten beständig über ein halbes Dutzend Stück Rindvieh im Stalle. So spielte sich unser Arbeitstag in der Backstube, im Laden, im Haushalt, im Stall und auf dem Feld ab.

Als ich am 29. August 1939 auf der Wiese Gras mähte, das ich unserm Vieh füttern wollte, kam plötzlich Kamerad Erwin zu mir und meldete: ‚Du, wir müssen sofort einrücken, denn der Grenzschutz ist aufgeboten!‘. Eilig packte ich meinen Tornister, wie ich es in der Rekrutenschule vor Jahren gelernt hatte. Allerlei Gedanken schwirrten durch meinen Kopf, als ich in der feldgrauen Uniform unser Haus verliess. Im Fuller Truppenmagazin fassten wir die dort eingelagerten Waffen und viel Munition. Damit besetzten wir die zugeteilten Stellungen am Rhein.

Zu Hause blieb die Frau mit zwei kleinen Kindern, das jüngere war erst vier Wochen alt. Glücklicherweise war die Schwiegermutter noch recht rüstig, sodass sie im vielseitigen Betrieb eine starke Stütze war. Gar oft hatte diese starke Grossmutter meiner lieben Frau Mut und Durchhalte-

willen eingeflösst. Sie sagte etwa: ‚Du weisst wenigstens, dass dein Mann nicht weit weg ist und dass er bald wieder heimkommen kann. Mein Gatte ist als deutscher Soldat vier Jahre im Krieg gestanden und ist erst nach Friedensschluss aus harter, russischer Gefangenschaft heimgekehrt.‘

Am 1. September 1939 war Generalmobilmachung und zugleich Vertheidigung der Truppe. Für uns begann der strenge Wachtdienst an der Grenze im Abschnitt Koblenz bis Leibstadt. Bis zum 16. November 1940 war ich dauernd im Aktivdienst, der nur durch einzelne Urlaubstage unterbrochen wurde. Später mussten wir jährlich etwa sechs mal je einen Monat Militärdienst leisten. Und daheim die Bäckerei und der Bauernbetrieb? In dieser Notlage leistete unserer Familie Otto Schraner liebevolle Hilfe. Er hatte den Bäckerberuf erlernt. Weil er aber den Mehlstaub auf die Dauer nicht ertragen konnte, musste er sich nach anderer Arbeit umsehen. Er fand sie in der Gipsunion in Felsenau. Da er anfänglich dem Hilfsdienst zugeteilt war und nicht einrücken musste, kam er nach jedem Feierabend zwischen sechs und sieben Uhr zu uns und backte das nötige Brot, nachdem meine Frau einige Stunden vorher den Hefeteig angerührt hatte. Als Schraner jedoch später nachgemustert wurde und Militärdienst leisten musste, kam einer meiner Freunde uns in der Landwirtschaft zu Hilfe. Für meine Frau und mich war die Organisation: Bäckerei, Haushalt, Familie mit vier Kindern, Landwirtschaft, Militärdienst, Urlaubsstunden – oft ein wahres Kunststück.

Wenn ich im Aktivdienst stand, sah der Alltag daheim etwa so aus: 5.30 Uhr Tagwache (wenn in der Nähe des Hauses gegrast wurde: um 4.30 Uhr). Dann besorgte meine Frau die Stallarbeiten, während ihre Mutter kochte und die Kinder pflegte. Sie fütterte auch die Hühner und Schweine und besorgte die Kinderwäsche. Nach dem Morgenessen ordnete meine Frau die Betten und musste dann mit Hutte per Velo das Brot austragen ins Dorf hinunter und nach Felsenau. Die Grossmutter kochte gewöhnlich das Mittagessen. Nachher mussten Feld- und Gartenarbeiten erledigt werden. Zum Glück anbot sich in dieser Zeit die Grossmutter des Nachbars Meier, unsern kleinen Buben zu hüten. Sie sagte, so sei sie doch noch zu etwas nütze. Sie war fast 80 Jahre alt, als sie 1942 starb.

Wenn abends das Vieh gefüttert und die Milch abgeliefert war, konnte sich die Familie endlich müde zum Nachtessen hinsetzen. Nachher wurden die Kinder zu Bett gebracht. Dann trug die Frau das Brot, das am folgenden Tag verkauft werden konnte, in den Laden und füllte die Gestelle mit frischem Brot auf.

Zu all dem wurde noch die Rationierung vieler Lebensmittel eingeführt. So gab es für meine liebe Frau noch viele zusätzliche Arbeiten.



Bombe, ausgegraben am 25. Februar 1945.

Sie musste genau Kontrolle führen über Mehlverbrauch und Brotverkauf. Wenn andere Leute Feierabend hatten, musste sie die Rationierungsmärkli auf einen Bogen kleben. Bis die Frau ins Bett kam, war es meistens bald elf Uhr. Nach strenger Vorschrift durfte nur drei Tage altes Brot verkauft werden. Sie hätte sich strafbar gemacht, wenn die Kontrolle von Aarau oder Bern Fehler entdeckt hätte. Meine Frau erinnert sich noch gut daran, dass man ihr einmal vom Rationierungsamt wegen eines Aarauer Bürofehlers keine Marken schicken wollte. Erst ihr energisches Auftreten in Aarau bewirkte, dass sie doch mit der verdienten Mehlmarkenmenge die Heimreise antreten konnte.

Anfangs 1945 war ich in Koblenz auf der Rheinwache. Während ich am 16. Februar nachmittags mit zwei Kameraden in den ordentlichen Ausgang ging, tauchten plötzlich acht Flugzeuge der Alliierten über uns auf. Kaum gesehen, krachte und donnerte es im Dorfe Koblenz. Als wir zurückkamen, sahen wir einen grossen Bombentrichter, nur etwa 30 Meter von unserer Mannschaftsbaracke entfernt. Die Westseite der Baracke war ganz weggerissen. Hausdächer waren abgedeckt, Fenster und Türen zertrümmert. Zum Glück wurde niemand verletzt.

Am 19. Februar hatte ich einen 24-er-Urlaub. Nach dem Mittagessen ging ich in den Wald, um Holz zu rüsten. Unsere drei Buben

kamen auch mit und halfen mir. Den ganzen Nachmittag hörten wir Flugzeuglärm. Kaum waren wir abends daheim, brummten Bomber über dem Rheintal. Wir rannten alle in den Keller. Es waren noch nicht alle drunten, da dröhnte es. Nachher mussten wir 30 Meter hinter unserm Haus einen riesigen Bombentrichter entdecken. Eine zweite Bombe war gar nicht explodiert. Auf mein Verlangen wurde dieser Blindgänger dann ausgegraben. Dem Vernehmen nach hätten die Bomben über Waldshut abgeworfen werden sollen. – Am 24. April abends wurde Waldshut erneut bombardiert, ohne dass wir Schaden erleiden mussten. Am 25. April sahen wir, wie die Alliierten, ohne einen Schuss abzugeben, in Waldshut einmarschierten und später rheinaufwärts weiter vorrückten. Wir atmeten erleichtert auf, als wir endlich am 8. Mai den Tag der Waffenruhe begehen konnten.

Die strenge Zeit der Kriegsjahre hatte uns dauernd in Anspruch genommen. Wen wunderts da, dass meine liebe Frau zwei Jahre nach dem Krieg eine Herzschwäche erlitt. Sie erholte sich zwar wieder, aber wusste doch, dass sie sich vor weiterem Stress hüten musste. – Bis zum Jahre 1967 hielten wir noch Vieh, und auf Ende 1979 gaben wir auch den Bäckereibetrieb auf. Heute liefern die Bäcker von Leibstadt und Leuggern in die Fuller Läden täglich frisches Brot. Hunger haben muss also auch jetzt niemand!



Anna Blülle, 1919, Leibstadt. Während 41 Jahren hat sie in ihrem Heimatdorf die Schüler der ersten und zweiten Klasse unterrichtet. Ihre eigene Jugend war stark geprägt von der Arbeit im elterlichen Schreinerei- und Landwirtschaftsbetrieb.

Ankenfässli, Znüni-Romantik und viel Arbeit

Kindheitserinnerungen aus den Zwanzigerjahren in Leibstadt

Die Flugaufnahme der Swissair von 1922 zeigt Leibstadt, welches damals noch ein stilles Bauerndorf war. In einheitlichem Stil waren die Häuser an die Strassen gebaut worden. Das lange Satteldach deckte



Wohnhaus, Stall und Scheune zugleich, die (gar nicht immer) durch eine Feuerwand getrennt waren.

Spiele im Freien

In einem solchen Haus wuchs ich mit meinen sieben Geschwistern auf. Die niedrigen Kammern boten genügend Platz zum Schlafen, gespielt wurde in der Stube, lieber aber draussen: Am Bach, auf der Hausmatte zwischen den hohen Obstbäumen, auf den gepflasterten oder gekiesten Hausplätzen, sogar auf der Strasse. Selten störte uns ein Auto, und die mit Pferden oder Kühen bespannten Landwirtschaftswagen hörten wir von weitem. Die Strassen waren rauh oder mit Steinen belegt und die hölzernen Räder eiscnbereift. Vernahmen wir das Motorengeräusch eines Fliegers, stoppten wir augenblicklich unser Spiel, schauten gespannt zum Himmel, um festzustellen, ob ein Doppel- oder Eindecker über unsere Köpfe hinwegflog. Ein besonderes Erlebnis erwarteten wir, wenn der ‚Graf Zeppelin‘ aus Friedrichshafen sich startbereit für den Amerikaflug meldete. Die Eltern weckten uns frühmorgens. Wir durften mit ihnen den ‚silbernen Riesenfisch‘ am Himmel bestaunen. Ebenso beeindruckte uns der 12-motorige Do-X.

In Vaters Schreinerwerkstatt

Unser Vater war ein tüchtiger Schreiner, der 1925 die kleine Werkstatt des Grossvaters durch einen Neubau ersetzte, und diesen 1930 nochmals erweiterte. Im älteren Teil standen die Maschinen, im neueren die Hobelbänke. Zwei bis vier Arbeiter aus dem Dorf und der näheren Umgebung fanden Verdienst im Betrieb. Stets wurden auch Lehrlinge ausgebildet. Sie hatten einen strengen Meister, der auf Genauigkeit und Ordnung hielt, von sich selbst auch das Gleiche forderte. Per Velo besuchte er seine Kunden. Fertige Möbelstücke und ganze Aussteuern wurden per Federwagen, von rosetten- und bündelgeschmückten Pferden gezogen, abgeliefert. Hie und da durften wir den Arbeitern zuschauen. Das Ritzen der Fensterscheiben mit dem Glasschneider faszinierte mich. Mit Leichtigkeit konnten hernach die abgemessenen Stücke abgebrochen und in die Fensteröffnung gelegt werden. Kleine Stahldreiecke, mit dem Hammer in gewissen Abständen in den Rahmen getrieben, hielten die Scheibe fest. Starke Hände kneteten den Kitt, legten ihn mit geübten Fingern als ‚Würstchen‘ dem Rahmen entlang und strichen es mit dem Stechbeitel zurecht.

Neben der Schreinerei besaßen wir, wie die meisten Handwerker, Wirtsleute und Fabrikarbeiter, einen kleinen Bauernbetrieb. Zwei Kühe, meistens ein ‚Fleck‘ und ein ‚Schimmel‘ standen im Stall. Die gaben genügend Milch für die Familie. Vor Arbeitsbeginn in der Schreinerei und

feierabends besorgte der Vater den Stall. Bald halfen die Heranwachsenden Brüder mit.

Die fleissige Mutter

Die Mutter pflegte Haus, Garten und Äcker. Sie war eine tüchtige, vielseitige Frau. Mit Humor begegnete sie den Tücken des Alltags. Frühzeitig erzog sie uns Kinder zur Mitarbeit. Sie kontrollierte unsere Aufgaben, hatte montags Wäsche, bügelte und flickte alles bis zum Wochenende. Nebenbei nähte sie für uns Mädchen Schürzen und Röcke. Trotz des grossen Haushaltes brachte sie es fertig, uns für die Fasnacht einzukleiden. Mit Stolz zeigten wir unsere Kostüme: Schwarzwälder- und Holländertracht, ‚Burewibli‘, Clown und andere mehr. Nur am Montag und Dienstag war uns das Maskenlaufen erlaubt. Am Aschermittwoch durfte gar nichts mehr in der Stube an die närrischen Tage erinnern. So wollte es der Vater. Wir alle fügten uns.

‚Ankefässli‘

Jahraus, jahrein frühstückte die Familie gemeinsam. Wir tranken Milch oder Milchkaffee und assen dazu unsere Konfitürenschnitten. Butter gab es nur, wenn wir den gesammelten Rahm von der aufgestellten Milch (für die Schweine) im ‚Ankefässli‘ zu Butter gerührt hatten. Wir lösten uns gegenseitig bei dieser unbeliebten Arbeit ab und überwachten einander genau, zählten die Umdrehungen der Kurbel oder kontrollierten die Zeit an der Stubenuhr. Keiner konnte kneifen.

Heuferien

Freizeitprobleme kannten wir nicht. Die Schulferien richteten sich nach den bäuerlichen Arbeiten: Fleuet, Emdet, Getreide- und Kartoffelernte. Im Heuet und Emdet dengelten die Bauern am Vorabend die Sensen auf dem Dengelstock. Frühmorgens zogen die Mäher mit dem geschulterten ‚Werkzeug‘ los, um das taufrische Gras zu mähen. Das Wetzen der Sensen klang über die Wiesen, wenn wir den wackeren Frühaufstehern das Znüni brachten und uns gleich zu ihnen unter den schattenspendenden Kirschbaum setzten. Mir aber wurde bange beim Anblick der vielen Grasmahden, die wir zetteln sollten. Nicht immer gelang uns diese Arbeit zu Vaters Zufriedenheit. Das Schöcheln gab auch mehr zu tun als heute. Fein zugerecht und zugeputzt (frisirt) mussten die Heuhaufen in Reih und Glied stehen. Anderntags, gutes Wetter vorausgesetzt, wurden sie auseinandergezerrt und verzettelt, nachmittags gewendet mit der Gabel und das dürre Heu zu dicken Mahden zusammengeschoben. Darüber zitterte die heisse Sommerluft. Den krönenden Abschluss bildete nach getaner Arbeit die Heimfahrt, wir Kinder neben dem Bindbaum hoch oben auf dem Heu sitzend.

Ernten und Dreschen

Bei der Getreideernte (wie im Heuet und Emdet) half der Vater mit. Er war oft der einzige Mäher in unserem Weizenfeld. Mit jedem Schnitt lehnten sich die gefällten Halme an die noch stehenden (das an der Sense befestigte Mähgeschirr besorgte dies automatisch). Die Mutter und wir grösseren Kinder stülpten Ärmel zum Schutze von kratzenden Disteln über unsere Arme, bückten uns über das gemähte Getreide, rafften es in Bündel zusammen, die wir auf den Stoppeln zum Trocknen ausbreiteten. Bei gutem Wetter mussten sie am folgenden Tag mit einem langen Stecken gewendet und zu guter Letzt mit hölzernen Rechen gehäufelt werden. Drei bis vier solcher Haufen wurden mit einer flachen grossen Holzgabel auf bereitgelegte, grüne oder rote Garbenbänder getragen und zu Garben gebunden. Mit der Ladegabel reichte sie ein Tagelöhner dem Vater auf den Wagen und zog sie dann daheim in der Tenne mit dem Flaschenzug an den Lagerplatz. Im Winter gab es am Dreschtag (ich erlebte noch das Dreschen mit Flegeln) ein feines Zobig. Wir Kinder gruben wie Mäuse Gänge durch die auf dem Vorplatz aufgestapelten Strohballen. An den darauffolgenden Tagen halfen wir beim Auffassen der Körner und beim Putzen derselben mit der ‚Windmühle‘.

Diese vielen zeitraubenden Arbeitsgänge besorgt heute der Mähdrescher. Wie ein Hamster frisst er sich systematisch durch das Getreidefeld und spuckt Stroh und Körner gesondert aus.

Auf dem Kartoffelacker

Die regenfreien Nachmittage der Herbstferien waren mit Kartoffelgraben ausgefüllt. Bevor wir selbst einen Karst handhaben konnten, mussten wir die Furchen vom Unkraut säubern. Nicht immer passte uns diese Arbeit. Doch wenn wir jammerten: ‚Das machen wir nicht gern‘, war Mutters Antwort: ‚So tut ihr’s halt ungern!‘. Fragten wir nach dem Zobig, hiess es: ‚Lest zuerst Kartoffeln auf und füllt die Säcke!‘. Gekonnt verschnürte sie die Mutter und legte sie längs auf den Boden, gleich einer niederen Bank. Darauf setzten wir uns zum gemütlichen Z’Vieri (im feuchten Gras hatten wir die Hände vorher abgewischt). Nachher horchten wir gespannt auf das Pfeifen des Sechsuhrzuges. Das kündigte uns den Feierabend an und den Fuhrmann, der die gefüllten Säcke auf den Wagen schwang und uns oben drauf steigen liess. Und heute?



Schwester Rösli Meier, 1922, Lieblingssort Zurzach. Während 42 Jahren Schwester für Wochen- und Säuglingspflege, erste Mütterberatungsschwester im Bezirk Zurzach. Mit Engagement und Humor hat sie neuen Erdenbürgern und ihren jungen Müttern Starthilfe gegeben.

Raten, pflegen, helfen, schweigen

30 Jahre lang

Von der Säuglingsfürsorge zur Mütterberatung

Vorwort: Beruf beinhaltet das Wort: Berufung!

Der Schwesternberuf ist wohl mit Sicherheit einer jener Berufe, bei der ‚Berufung‘ eine besondere Rolle spielte, wenn sich ein Mensch für diesen Berufszweig entschied. Die Gefahr, gerade dadurch von der Umwelt überfordert zu werden, ist und war allerdings gross. Das könnte ein Grund sein, dass sich die heutige junge Generation auf ihre Weise von dieser ‚Glorifizierung‘ distanziert, Heiligenscheine sind schwer zu tragen! Ich weiss, wovon ich rede. Auch wenn man am ‚Paradiesweg‘ wohnt, und direkt ins ‚Himmelrych‘ sieht, die menschlichen Schwächen sind auch da zu Hause, als Dauergast notabene und nicht abzuschütteln!

Schwestern im wahrsten Sinne des Wortes gab es schon, bevor diese Berufsbezeichnung entstand. In Zurzach hätten wir mit der hl. Verena ein Urbild davon. – Schwestern, die sich kranken, leidenden Mitmenschen zuwandten, wurden mit der Zeit spezialisiert, die entsprechende Ausbildung wurde angepasst, z.B. in der Psychiatrie, Krankenpflege, Wochenbett- und Säuglingspflege (Kinderschwester, heute Kinderkrankenschwester). – Aus diesem letzten Berufsbild entstand dann vor etwas mehr als 50 Jahren die Säuglingsfürsorgeschwester, heute unter dem Namen Mütterberatungsschwester bekannt. Die Zusatzausbildung dauerte früher ein halbes Jahr, aufgeteilt in je einen vierteljährlichen theoretischen und praktischen Teil, heute ist sie berufsbegleitend.

Mütterberatung hat vorwiegend mit Präventivmedizin zu tun. Ihr Wert ist also schlecht mess- und beweisbar. Trotzdem ist sie sowohl von den beanspruchenden Eltern als auch von der Öffentlichkeit heute anerkannt und mehrheitlich geschätzt. – Denn es war all den um das Wohl der jüngsten Erdenbürger Interessierten ein Anliegen, die Säuglingssterblichkeit zu reduzieren, und dazu gehörte die nötige Aufklärung und Beratung. In grösseren Städten wurden z.B. Milchküchen eingerichtet, wo Säuglingsnahrung abgeholt werden konnte. Man bedenke: Kühlschränke gab es noch lange nicht, die Verderblichkeit der Kuhmilch und der selbstgekochten Schleime war gross, das wiederum führte zu den oft tödlich verlaufenden Darmgrippen.

Der Wunsch nach Schwestern, die diese Beratungsaufgabe in der grossen Öffentlichkeit übernehmen konnten, wurde wach. Die damaligen Kinderschwester waren prädestiniert für diese Aufgabe, vorab für Ernährungsfragen, aber auch dafür, was das weitere Wohl der Jüngsten betraf. Man musste auch, auf dem isolierten Einzelposten, Probleme auffangen, die sehr wohl sozialer Art waren, denn es war die Krisenzeit zwischen zwei Weltkriegen. Die Kinderzahl oft gross, das Einkommen klein, in vielen Familien die Not ein täglicher und anhänglicher Gast. Guter Rat oft buchstäblich teuer! – Diese Situation führte zur zusätzlichen Spezialausbildung, denn es galt an Behörden, Pfarrämter, soziale Institutionen etc. Gesuche zu stellen um finanzielle Beihilfen für grössere Kinder, für die Mutter oder gar für den Haushalt. – So entstanden im Laufe der Jahre an die zirka 170 Mütterberatungs-Zentren in Stadt und Land, eingeteilt in die sogenannten Bezirke oder Ämter.

50 Jahre Mütterberatung im Bezirk Zurzach

Zurzach war der drittletzte Bezirk im Aargau, der im Jahre 1954 seine erste Mütterberatungsschwester bekam, eben mich. Diese Tätigkeit übte ich aus bis 1984, der Zeit meines Rücktritts ins Ruhestandsalter. – Etwas Neues wird immer verschieden beurteilt. Die junge Müttergeneration freute sich auf die Möglichkeit, in Säuglingspflegekursen, zu Hause und in Beratungsstellen fachlichen Rat zu holen. Schon ‚bestandene‘ Mütter mit einer kleineren oder grösseren Schar Kinder waren da eher skeptisch. Bis jetzt war es doch auch ‚ohne‘ gegangen. Notfalls konnte man die Hebamme um Rat fragen, es wurde damals noch öfter zu Hause geboren. Und begreiflicherweise stach ihnen das Wort, ‚Säuglingsfürsorge‘ in die Nase, für den Säugling sorgten sie doch selber.

Auch Mütter haben nur zwei Hände und 24 Stunden pro Tag. Die Aufgaben sind vielseitig, oft kam nebst dem Haushalt und der Kinderbetreuung ein grosser Garten dazu, der besorgt sein wollte und im bäuerlichen Haushalt wog vor allem die Mitarbeit auf dem Felde. Bis im

Winter war der Flickberg ins Unendliche angewachsen und kaum zu bewältigen. Oft ging die Arbeit im Freien dem Haushalt vor, kein Wunder, wenn dann unangemeldeter Besuch nicht erwünscht war. Sie konnten nicht wissen, dass ich gerade ihnen gegenüber ein ebenso grosses Angstgefühl mitbrachte, vor ihnen zu bestehen, die rechten Worte zu finden, und doch meiner Aufgabe gerecht zu werden. Zwei Dinge mögen mir da geholfen haben. Erstens: Selber ein Kind aus einfachem Hause gewesen zu sein. Wissen, was es heisst: viel Arbeit und wenig Geld. Verschwiegenheit lernte ich im Elternhaus, was dann später als ‚Schweigepflicht‘ im Beruf wichtig war. Das köstlichste Erbe aber war die Gabe von Vaters Humor. Damit liess sich wohl manche heikle Situation entschärfen. Trotzdem: Die ersten zwei Jahre hiess es ‚auf Samtpfoten‘ laufen, ins Fettnäpfchen konnte man ‚einewäg‘ treten.

Vom Velo – zum Moped – zum Auto

Das mit dem Laufen war in den ersten sechs Jahren wörtlich zu nehmen, es galt per Velo, Moped und eben auf ‚Schusters Rappen‘ auf die Kundentour zu gehen, fünf Tage pro Woche, bei jedem Wetter. An diese Zeit erinnere ich mich nur mit Schaudern zurück, denn kam man abends in die noch ungeheizte Wohnung heim, war es auch da kalt, es gab weder Boiler noch Badezimmer, noch anderen Komfort. Oft wurde der nasse Mantel nicht trocken bis zum neuen Start. – Ein mir unvergessliches Erlebnis möge diese harte Zeit aufhellen, wie ein kleines Flämmchen, das wärmt, hatte ich doch in einem abgelegenen Dorf einen Nagel gefangen. Ich musste mein Moped am Strassenrand abstellen und zu Fuss ins nächste Dorf gehen. Von dort zurück hätte ich mein Vehikel noch bis ins Tal hinunter stossen müssen. Aber oh Wunder, das Rad war wieder ganz! Der Wegmacher hatte mein Missgeschick entdeckt und den Schaden behoben. Seither glaube ich wieder an Heinzelmännchen und an das Gute im Menschen überhaupt. Es war aber auch ein Zeichen des ‚angenommen seins‘, so wie mich auch eine Frau aus dem Kirchspiel mit den Worten vorstellte: ‚Das isch eusi Chinderschwöschter‘ – Und wenn ich aus einem Garten ‚es Ärfeli voll Blueme‘ mit nach Hause nehmen konnte, war vieles wieder gut. Dass diese Blumen überlebten, haben sie dem mit Wasser gefüllten Kübel im Auto zu verdanken, den ich ab 1960 im VW Käfer mit mir führte, doch so weit sind wir noch nicht. – Noch hiess es z.B. Säuglingspflegekurse irgendwo im Bezirk durchführen, und dann so um 22½ Uhr mit Angst vor der Dunkelheit heimradeln. Das Kursprogrammangebot hat sich im Laufe der Jahre wesentlich verändert. Damals gehörte dazu: eigene Herstellung der Baby-Aussteuer, die Moltons zum Schutz der Spreuersäcke wurden selber umhäkelt, Windelstoff wurde gekauft und gesäumt. Die Handwäsche der Wollsachen wie auch der Windeln war damals selbstverständlich, oft ohne Boiler. Die Zahl der Windeln musste oft für zwei oder gar drei Kinder reichen, wenn sie allzu rasch aufeinander

folgten. Das hatte zur Folge, dass das Kapitel ‚Reinlichkeitserziehung‘ anders zu erfolgen hatte als heute. Immerhin versuchten wir, dieses Ziel bei den Kindern mit kurzen ‚Sitzungen‘ und mit Lob statt Strafe anzustreben. Und welche junge Mutter wäre nicht bereit gewesen, ihrem geliebten Kind dieses Verständnis entgegenzubringen. Ich selber schätzte es, mit zunehmendem Lebensstandard in der ganzen Bevölkerung, auch hier grosszügigeren Rat abgeben zu können.

Aber wir sind ja noch immer beim ‚damals‘. Im Sektor Ernährung spielte unverändert die Förderung des Stillwillens der Mütter und allen Möglichkeiten dazu eine grosse Rolle. Was aber, wenn die mütterliche Quelle versiegte oder nicht ausreichte. Wohl musste ich nicht mehr, wie meine Vorgängerinnen mich mit Rationierungsmarken befassen, aber Milchpulver in Dosen war oft für das bescheidene Budget unerschwinglich. Es gab schon damals Schleime und Mehle, die, je nach Produkt, 5 bis 20 Minuten gekocht werden mussten und dann, mit Kuhmilch verdünnt, dem Säugling als Nahrung dienten. Die so zubereitete Tagesration wurde so kühl als möglich gelagert, z.B. in einer verschliessbaren Flasche im kalten Wasser. Aber es kam durchaus vor, dass aus einer oder mehreren Körnersorten (Reis, Hirse, Gerste und ev. Hafergrütze) Schleim selber hergestellt wurde. (Rezept: 5 bis 7 Prozent Schleim: 20 bis 28 Gramm Körner waschen, 12 Stunden einweichen, eine Stunde kochen, absieben und auf 400 Gramm Flüssigkeit ergänzen. Dazu kam ½ Liter Kuhmilch und 5% = 45 Gramm Zucker.)

Kam die Zeit, wo der Speisezettel mit Gemüsebrei angereichert werden konnte, tauchten neue Probleme auf. Vom Tisch war dieser zu fettig und gesalzen. Fertigprodukte standen noch nicht zur Verfügung. Also selber herstellen, Tag für Tag, evtl. in kleinen Portionen. Im Sommer boten die Gärten ein grösseres Angebot an Gemüse, dafür fehlte oft die Zeit, es zu verarbeiten. Im Winter stand es besser mit dem Zeitangebot, aber es fehlte am Gemüse, denn Kabis, gedörrte Bohnen, etc. eigneten sich nicht für die Säuglinge. Also gab's Rüebli für's Buebli, und die Maiteli hielten mit, schliesslich waren wir im Aargau!

Wenden wir uns einem anderen Themenkreis zu. Die Zahl der Geburten lag in den ersten sechs Jahren so um die 350 pro Jahr, stieg dann 1961 und 1963 auf über 400 an, um in den Jahren 1964 und 1965 auf über 500 anzuwachsen. Wohl stand mir damals ein Auto zur Verfügung, aber die Zeit, die es bei Besuchen aufzuwenden galt, blieb dieselbe.

Gastarbeiterprobleme

Dazu kamen die Gastarbeiter, resp. Sprachprobleme. Da hatte man sich im Welschland die französische Sprache angeeignet und sollte

nun italienisch parlieren. Wie dankbar waren diese Südländer, wenn man nur ein paar Brocken ihrer Muttersprache beherrschte, und die beredte Geste mit den Händen verstanden sie impulsiv. Da gaben die später zuge-reisten Türken, Jugoslawen, etc. schon ganz andere Probleme auf. Sie waren und blieben oft buchstäblich Fremdlinge in unserem Land, und nur die Verdienstquelle liess sie diese Situation aushalten. Oft liess sich nach mühsamen Recherchen ein Dolmetscher auftreiben, so fand ich auch ein-mal für eine armenische Mutter eine Frau zu diesem Zweck. Leider stellte es sich dann heraus, dass sie aus Albanien kam und auch nichts verstand. – Es kam auch vor, dass eine Frau schwanger cinreiste, ihr Kind ohne fremde Hilfe zu Hause gebar, und so auch das zuständige Zivilstandsamt nicht informiert war. Die Meldung an mich erfolgte dann z.B. durch Wohnungsnachbarn. Nach dem Brauch in ihrer Heimat wurden solche Kinder ‚igfäschet‘. Das heisst: Unbekleidet in ein Tuch gelegt, evtl. noch zum Schutze gegen Nässe mit einem Plastik darüber, Ärmchen an den Körper gepresst, und das ganze Paket mit einem breiten Wickelband fixiert. Brachte ich dann Windeln, Kleidchen etc. und demonstrierte unser System, so fand man das Kind beim nächsten Besuch wieder eingebunden. Ich musste mir dann überlegen, wie ich an ihrer Stelle reagieren würde, einfach im umgekehrten Fall. Die Antwort lag auf der Hand, das Band wäre im Handumdrehen weg!

Es drehte sich aber auch das Rad der Zeit, es drehten sich die Räder meiner fahrbaren Untersätze, vier an der Zahl, liebevoll genannt Goliath, Heinrich, Noccolino und Verdi! Sie waren mir Schutz und Schild, und manches Picknick liess sich darin in der oft knappen Mittags-pause ‚am Schärmem abhalten, ein kurzes Abschalten inbegriffen. Im Wagen gab es Gott sei Dank kein Telefon, ich konnte zu mir selber kom-men. Wir wurden gebraucht, das war schön, wir wurden aber auch aufge-braucht. Dieser Tage erhielt ich von einer jungen Mutter nach der Geburt ihres dritten Kindes ein Briefchen mit den Worten: ‚Wenn man die Mutter vierteilen könnte, würde ich es tun, aber es besteht jeder auf die Ganzeb Wie recht sie doch hat, uns ging es gleich. Und die Forderung bestand zu Recht. Aber auch wir hatten nur die berühmten 24 Stunden im Tag, eine Ausnahme gibt es erst seit der Einführung der Sommerzeit, resp. der Umstellung im Herbst auf die Winterzeit, da gibt es doch tatsächlich einmal im Jahr eine Stunde geschenkt. (Die man uns allerdings im Früh-jahr stibitzt hat.)

Die Jugend- und Familienfürsorge wurde erst ab 1971 einge-richtet, allerdings mit einer baldigen Vakanz von vier Jahren. Gut besetzt war sie erst ab 1976. So konnte ich nur noch ein Drittel meiner Zurzi-Zeit davon profitieren und gewisse Fürsorgefälle an eine kompetentere Stelle weitergeben.

Schweigen und Loben

Was mir, wie auch meinen Kolleginnen, als Mütterberatungs-Schwester aber schwer auflag, das war die absolute Schweigepflicht. Besonders schwer war diese Tatsache am Feierabend und nachts, oft bis in die Träume hinein. Oft kam ich mir vor wie ein Esel, dem nur aufgeladen wurde, der seine Last nicht abwerfen konnte. Seither begreife ich besser, dass Esel manchmal störrisch sind! Denn auch die entsprechenden ‚Streicheleinheiten‘ waren rar. (Die Mütter hatten wenigstens einmal pro Jahr Muttertag.) – An einem ebensolchen hatte es an meiner Tür geläutet, davor stand eine liebe Bekannte mit einem Strauss, den sie mir mit den Worten überreichte: ‚Der Mutter vieler Zu-kurz-gekommenen!‘ Es kam nicht oft vor, dass ich weinte, wozu auch, es war ja niemand zum Trösten da! Aber damals habe ich geheult, vor Freude! – Wir Schweizer tun uns schwer mit Lob verteilen, das entspricht nicht unserer herben Natur, der schweizerische Romand tut sich da leichter. Gerade darum möchte ich an dieser Stelle ausdrücken, was ich für die Leistungen einer immensen Mütterschar empfinde: schlichtweg einfach Bewunderung und Staunen über das, was sie in einer 7-Tage-Woche, ohne Ferienanspruch und ohne 42-Stunden-Woche in aller Selbstverständlichkeit für ihre Familie geleistet haben. Ich habe es ihnen aber auch nicht gesagt! Ich war wohl auch da vielleicht zu oft eine typische Schweizerin.

Mütterferien

Ja das gab es, z.B. durch Pro Juventute organisiert und durchgeführt. Unsere Aufgabe war es dann, abzuklären, ob eine Mutter für zirka 10 Tage abkömmlich war, ob eine Hauspflegerin eingesetzt werden konnte, oder ob man die Kinder zu Verwandten etc. verteilen sollte. Es musste auch die ganze oder teilweise Finanzierung besprochen werden. Solche Mütterferien wurden immer von einer Person geleitet, unter vielen Gleichgesinnten war es leichter abzuschalten. Und manch eine Frau dachte beim nach Hause Kommen, sie wolle doch lieber ihr eigenes Bündeli, weil gewohnt, weitertragen.

Aber auch die Vermittlung von Praktikantinnen, ebenfalls von Pro Juventute organisiert, liess uns oft Hilfe für 2 bis 4 Wochen bringen, meist in kleinbäuerliche Verhältnisse. Dabei wurde die Mutter entlastet im Haushalt, die Kinder erfuhren vermehrt Zuwendung, der Flickberg wurde abgetragen. Die Praktikantinnen, angehende Kindergärtnerinnen oder Arbeitsschullehrerinnen, lernten eine ihnen oft völlig neue Umwelt kennen. Wir, die Vermittlerinnen, halfen, wenn eventuell auftretende Schwierigkeiten zu lösen waren. – Aber auch wir brauchten immer wieder ‚Nachhilfestunden‘ resp. Weiterbildung, um nicht zu rosten, sowohl bei medizinischen wie in psychologischen Neuerungen. Vieles wurde leichter, anderes schwerer.

Eine neue Müttergeneration

wuchs heran, selbstbewusster, emanzipiert, kritischer. Es war nicht immer leicht, damit Schritt zu halten, der Altersunterschied wurde immer grösser. Die letzten Jahre wurden nach meinem Empfinden oft zu einem Stafettenlauf, hie Zeit, hie Kraft. Schön war, Müttern aus der zweiten Generation beratend beizustehen, sie waren einem oft besonders zugezogen, oft hiess es: ‚Mich händ Sie au scho gha!‘ Und Kinder aus Gastarbeiterfamilien sprachen nun so gut deutsch, wünschten gar die Pro Juventute Elternbriefe in deutscher Sprache, so dass mein mangelhaftes Italienisch nicht mehr am Platz war. – Obwohl die letzten zwei Berufsjahre mühsam waren, ich glaube für beide Teile, empfinde ich sie im Nachhinein als positiv. Sie machten mir den Abschied leichter. Aber in diesen rund zwei Jahren litt ich unter dieser Situation: wollen, und nicht mehr genügen, das war hart. Um so härter traf mich dann auch die Kritik, auch, oder gerade dann, wenn sie berechtigt war. Wenn ich nun im Rückblick nach drei Jahren sagen darf: Es waren schöne, erfüllte dreissig Jahre, bin ich dankbar darüber, es war, trotz allem, e schöni Zyt.



Silvia Keller, Zurzach, hat als Bäuerin und Frau eines Pächters erst in Freienstein und dann in Zurzach gewirkt. Ihre Liebe zu den Tieren und ihre Kenntnisse im Umgang mit ihnen schildert sie hier selber.

Von Kühen, Katzen, Kücken und anderen Viechereien

Erlebnisse mit Tieren auf Höfen in Freienstein und Zurzach

Von 1943, dem Jahr unserer Hochzeit, bis April 1951 waren wir Pächter in Freienstein. Als ehemaliges Stadtmädchen mochte ich alle Tiere gern. Wir hielten einen braunen Stier, hauptsächlich für die eigene Herde. Eines Tages war ich allein zu Hause, als ein Bauer mit einer Kuh zum Besamen kam. ‚Isch niemer deheim?‘ rief er, als ich unter die Haustüre trat. Ich erwiderte: ‚I bi dank au öpper!‘ – ‚Aber doch nid zum de Muni useloh,‘ sagte er. Ich gab zurück: ‚Doch, doch‘, und liess den Stier von der Kette und führte ihn zur Kuh, wohin er sowieso gelaufen wäre.

Wir kauften jedes Jahr einen andern jungen Muni. Denn Jungstiere sind noch nicht so gefährlich. Im Herbst hatten wir manchmal eine kurze Zeit lang zwei Muni, die brauchten wir dann als Vorspann zu den beiden Pferden beim Pflügen, denn der Boden war schwer, und zum Teil musste bergwärts gepflügt werden.

Im Oktober 1945 wurde ich zum Viehhüten geschickt. Es war die glückliche Zeit meiner ersten Schwangerschaft. Das Herbstgras wurde zum Weidgang benutzt. Mein Mann und der Knecht umspannten eine Parzelle mit Draht und trieben die Kühe und den Stier hinein. Auf einmal sah ich den Stier direkt vor mir. Nur der schwache Draht trennte mich von ihm. Ich fand diese Lage etwas ungemütlich und begab mich auf die andere Seite der Wiese. Die Verantwortung für mich und mein werdendes

Kind gebot mir diese Vorsicht. Ich freute mich an den flammenden Farben der Kirschbäume und an den prallen Eutern der Kühe. Ich war stolz darauf, die hochträchtigen Kühe an ihren gewölbten Leibern zu erkennen.

Da stand aber wieder der Stier gerade vor mir, hinter dem Draht. Ich wechselte von neuem meinen Platz, aber der Stier graste nach einer Weile wieder vor mir. Jetzt kam unser Knecht und öffnete das Gehege. Die Herde lief ihm nach, und ich trieb die säumigen Tiere hintendrein. Während die Kühe auf dem Strässlein heimschritten, rannte der Stier in den Baumgarten, wo er nichts zu suchen hatte. Ich wagte, ihn zurück zu jagen. Aber er drehte sich gegen mich und kam mit gesenktem Kopf auf mich zu. Ich schlug ihm mit dem zähen Haselstock aus Leibeskräften auf den Kopf. Er schnaubte und lief rückwärts dem Hofe zu. Mit jedem Schlag, den ich ihm verpasste, brüllte ich die berndeutschen Schimpfworte aus Grossvaters Repertoire: ‚Du verflüemerete, trurige, elände cheibe Saufötzel, muesch öppe nid meine, du chönnischt eus bodige!‘ Ich danke Gott, dass der Stock ganz blieb. Endlich kehrte er um und drängte sich zwischen die Kühe zum Brunnen.

Emilio und der Muni

Der Italiener Emilio half uns auf dem Bauernhof. Er ärgerte den Muni oft, wenn er an ihm vorbeiging, indem er ihn mit dem Daumen in die Seite stupfte. Mein Mann Werni warnte Emilio oft, aber ohne Erfolg. Als die Herde am Hang drüben weidete, sah Werni plötzlich vom Hof her, wie der Muni Emilio am Boden vor sich herschupste. Werni rannte dem Knecht eiligst über die Wiese zu Hilfe. Inzwischen hatte aber der Muni glücklicherweise die brünstige Kuh in der Nachbarherde gewittert und das grausame Spiel mit Emilio aufgegeben. Emilio war mit Prellungen überdeckt und musste in Spitalpflege gebracht werden. Das Stupsen mit dem Daumen liess er aber inskünftig sein!

Kinder und Katzen

In Freienstein waren unsere Katzen alle scheu. Keine liess sich streicheln. Als unser Vreneli gehen lernte, änderte sich das. Tolpatschig packte sie die Katze am Fell und trug sie in ihren Stubenwagen. Vreneli drehte sie auf den Rücken, legte die Decke darauf und die Pfötchen darüber. Die Katze erhob sich erst, wenn sich Vreneli entfernte.

Als wir nach Zurzach zügelten, blieben unsere Katzen in Freienstein. In Zurzach fanden wir wieder nur scheue Katzen vor. Im dritten Sommer hörten wir eines Tages zwei noch blinde Kätzlein jämmerlich schreien. Ihre Mutter war umgekommen. Wir holten die hilflosen Tierlein ins Haus. Es brauchte viel Geduld, solchen Tierlein Milch einzuflössen.

Der Gummi am Nuggi des Puppenfläschchens war ihnen zu fremd. Wir übergossen die Tierchen mit Milch, damit sie einander ablecken konnten.

Vreneli und Ruedeli bekamen den Auftrag, die Kätzlein nach genauem Plan zu füttern. Als Vreneli erkrankte, übernahm ich ohne Worte ihre Termine. Es ging ihr schlecht. Darum gab ich ihr Fieberzäpfchen, damit sie Ruhe und Schlaf finde. Als ich aber später nach ihr schaute, war sie immer noch wach. Sie hatte sich wachgehalten, um mich zu bitten, die Kätzlein zu füttern. Die Kätzlein gediehen. Sie spielten und purzelten mit den Kindern in Haus und Hof herum. Wir nannten die Katzen Agnes und Elian. Das waren die Namen von Mädchen aus dem Kindergarten. Elian schenkte uns unzählige Nachkommen. Wir liessen ihr allemal zwei Junge, damit sie zusammen spielen konnten.

Als unser Chrigi zur Welt kam, setzte sich eine Katze stets zu seinen Füßen ins Wägel. Als er später gehen konnte und Grossvater mit ihm spazierte, ging sie immer mit erhobenem Schwanz mit. Einmal kam mein Vater auf Besuch. Ich bat ihn, mit Chrigi spazieren zu gehen; er kam aber schon nach fünf Minuten wieder zurück und erzählte, er habe keinen rechten Schritt machen können, die Katze sei ihm beständig vor den Füßen im Weg gewesen. Als er aber umkehrte, habe sie ihm freie Bahn gelassen. – Sie wollte diesen, für sie fremden, Mann nicht mit Chrigi ziehen lassen.

Als später die Kinder zur Schule gingen und ich sie morgens wecken musste, übernahm eine Katze dieses Amt. Da sie nachts draussen war, merkte sie sich den Augenblick, da Werni am Morgen in den Stall ging. Sie schlüpfte unbemerkt ins Haus und wartete im Kinderzimmer, bis ich die Türe zum Wecken öffnete. Sie hüpfte sofort auf Vrenelis Bett und schmuste schnurrend um ihre Wangen. Sobald sich Vreneli regte, sprang sie zu Ruedeli und wiederholte dort die Schmustour auch bei ihm. Wie war das doch ein fröhlicher Tagesanfang für die Kinder und mich!

War ein Kind krank, wünschte es, dass ich ihm die Katze bringe. Sie legte sich behaglich ins Bett und spendete Trost und Freude. Einmal musste ich Ruedeli eine Katze mitsamt ihren Jungen ans Krankenbett bringen. Sobald sie sich an die neue Umgebung gewöhnt hatten, fingen sie an zu spielen. Ein Junges sprang auf einen Stuhl, das andere hingte sich an dessen Schwanz. Das erste sprang hinunter und neckte das andere. Sie balgten sich, überwarfen sich und trieben lange Allotria. Ruedeli sagte: ‚Das ist ja schöner als im Zirkus!‘

Von einem Huhn

In Zurzach hatten wir anfangs kein Hühnerhaus, nur im Viehstall einen sogenannten Sädde, wo die Hühner nachts auf den Sitzstangen schliefen. Tagsüber hielten sie sich im Freien auf, verkleckerten den Hof-

platz, scharrtten auf dem Miststock und wenn sie konnten im Garten. Die Eier musste man auf dem Heustock, unter den Futterkrippen, hinter dem Güllenrührwerk, kurz in allen möglichen Schlupfwinkeln des Hofes suchen. Das war für unsere Kinder oft spannend. Fand man ein neuentdecktes Nest, mussten jeweils die Eier geprüft werden, ob sie etwa schon bebrütet seien.

Im November stolzierte zu meiner Verwunderung eines Tages eine Gluckhenne mit vier frischgeschlüpften Kücken durch den Pferdestall. Sie hatte ihre Eier unter der Hobelbank, die hinten im Stall stand, gelegt und ausgebrütet. Da es im Stall warm war, gaben wir dort auch dem Hund und den Katzen die Milchbrocken. Nun war dort also noch die junge Hühnerfamilie zu füttern. Der Hund wollte zuerst gleich das Hühnerfutter vertilgen, verstand aber unser Verbot und liess davon ab. Die Katzen schielten wohl nach den Kücken, aber die Glucke stellte die Federn und griff die Katzen an, wenn sie in die Nähe eines Kückens kamen. Wir dachten zuerst, die Kücken werden gewiss bei der Kälte nicht gedeihen. Aber zu unserer Freude wurden es brave, kräftige Hühner.

Kühe

Im Spätsommer waren die Kühe auf der Weide. Weil ihnen aber die Hitze, die Bremsen und Mücken unerträglich wurden, rammten sie die Absperrlatten und stürmten zum Brunnen. Ich war im Garten und vergewisserte mich schnell, ob die Stalltüre geöffnet sei, sodass das Vieh in den Stall gehen konnte. Die Herde stampfte, schwänzte und stiess sich nervös um den Brunnen herum. Doch in den Stall gingen die Tiere nicht. Schlimmes ahnend warf ich die Hacke weg und rannte zum Stall. Unter der Türe stand Christeli, der eben recht gehen konnte. Er fuchtelte mit einem dünnen Stengel gegen die Tiere, die hinein wollten, und rief: ‚Hüü!‘ Ein Schauer lief mir über den Rücken, als ich den Kleinen auf den Arm nahm und die Tiere dicht neben uns in den Stall stürmten. Die Tiere hatten Ehrfurcht vor dem Leben, vielleicht mehr als manche Menschen.

Die Kühe vor dem Kino

Im heissen Sommer liessen wir die Kühe nachts auf der Weide. Aber eines Nachts um elf Uhr riss uns das Telefon aus dem Schlaf: ‚Ihri Chüeh laufed i der ganze Gmeind umenand!‘ Wir stürzten uns in die Kleider und rannten bergabwärts in die Nacht hinaus. Wie werden wir wohl die 15 Tiere finden und heimbringen? Einige hatten die Autostrasse überquert, standen beim Kino unter dem Dach und benahmen sich wie zu Hause, indem sie mal Darm und Blase leerten. Werni sah sie zuerst, weil beim Kino Licht brannte. Er rief sie ganz einfach so, wie er es tat, wenn er sie von der Weide holte: ‚Chumm sä sä sä, hoi hoi hoi!‘ Sie stellten die

Ohren und folgten ihm wie Kinder, die sich verirrt hatten. Von allen Seiten tauchten sie aus der Dunkelheit auf. Und als wir sie im Stall zählten, waren alle 15 vollzählig da.

Kühe kennen ihren Platz und ihren Meister

Als Werni im Spital war, besorgte ein junger Verwandter, der abends zu den Eltern heimkehrte, den Stall. Bevor ich mich schlafen legte, machte ich einen Kontrollgang durch den Stall. Als ich die Türe öffnete, musste ich ein wildes Durcheinander entdecken, denn keine einzige Kuh war angebunden. Ich eilte ins Haus und rief unsern Ruedi. Ich kannte zu jener Zeit nicht jede Kuh und ihren Platz. So fing ich an mit lauter Stimme zu schimpfen: ‚Ihr elände Donnerwätterssauviecher, wänd ihr ächt an Platz, oder was fällt eu eigentlich i?‘ Betroffen suchte jedes Tier seinen Platz und liess sich dort willig anbinden. Als Ruedi und ich ins Haus zurückgingen, sagte ich zu ihm: ‚Wie bin ich froh, dass ich jemanden habe, der mir geholfen hat!‘

Einmal hatten wir eine Kuh, die fühlte sich betrogen, wenn sie nicht von Werni gemolken wurde. Dann brüllte sie fortwährend auf der Weide. Es war nicht ein gewöhnliches Muh, wie es eine anständige Kuh ausstösst, sondern ein Müüh in den höchsten Tönen. Es tönte so auffallend, dass wir von besorgten Tierfreunden in der Nachbarschaft Telefonanrufe bekamen, wir möchten uns doch um das arme Tier kümmern.



Hedy Rüede-Ehrensperger wurde 1920 in Waldhausen geboren, wo sie – ausgenommen während der Jahre beruflicher Ausbildung – seit jeher daheim ist. Als fleissige und hilfsbereite Bäuerin hat sie oft über den eigenen Hof hinausgewirkt und unter anderem in der Landfrauenbewegung einen grossen Einsatz geleistet.

Wie Bäuerinnen beruflich auf einen grünen Zweig kamen

Eine Waldhauserin erlebte den Zusammenschluss der Landfrauen

In Waldhausen bin ich 1920 geboren worden als jüngstes der sieben Kinder von Karl und Berta Ehrensperger-Laube. Wir gehörten politisch zur Gemeinde Fisibach, schulisch aber zum zürcherischen Bachsertal. Mit sechs Jahren trat ich in die heimelige Schule im Thal ein. Später besuchte ich die Bezirksschule Kaiserstuhl. Dieser einstündige Schulweg mit ansehnlicher Höhendifferenz war mir vorher schon als Kirchweg vertraut geworden.

Der Vater war ein begeisterter Viehzüchter. Mit gut prämierten Tieren hatte er viel Erfolg. Ja, das Vieh gehörte bei uns, man kann sagen, zur Familie. Das Gamsi, 's Nelly, d'Stella, 's Mädi und 's Lusti sind mir noch in lebhafter Erinnerung. Natürlich gehörten das Ross Bobi und der Hund Joly auch dazu. Die Mutter half dem Vater, nebst dem Haushalt, im Stall und auf dem Feld fleissig mit. Nach der Schulzeit lernte ich auf fremden Bauernbetrieben Arbeiten bewältigen, die recht viel Härte und Ausdauer verlangten.

Mein Mann und ich konnten zur Zeit unserer Heirat in Waldhausen ein Heimwesen pachten und später kaufen.

Ich freue mich immer noch an der Familie, am Garten, den Blumen, an Vieh und Feld, einfach am Bauernleben.

Der Landfrauenverein

Die Bauern waren im Schweizerischen Bauernverband organisiert. Die Aargauische Landwirtschaftliche Gesellschaft mit den Landwirtschaftlichen Bezirksvereinen war ein Glied davon.

Die Bäuerinnen arbeiteten meistens so, wie sie es von den Müttern gelernt hatten, – still zu Hause oder auf dem Feld – ohne viel Abwechslung.

Prof. Oskar Howald vom Bauernsekretariat in Brugg spornte einige Frauen an, Verbindungen zu knüpfen, sich etwas weiterzubilden, – eine Bäuerinnenvereinigung zu gründen. In Frau Lilly Koller von Linn fand er eine junge Bäuerin, die fähig und bereit war, mit ihm in allen Bezirken für die gute Idee zu werben. In unserem Bezirk sollte auch ein Vorstand mit Ortsvertreterinnen gebildet werden. An einem Sonntagnachmittag holte der Vater einige Frauen am Bahnhof mit Ross und Wagen ab. Fräulein Emma Gross war mit ihrem Bräutigam Heiri Widmer dabei. Auch Frau Indermühle von Zurzach, Frau Knecht von Baidingen, Frau Keller von Endingen und Frau Hauenstein mit dem Ribeli auf dem Kopf kamen zu uns. Andere Namen habe ich vergessen. Die Mutter amtierte als Präsidentin. Der Verein wuchs in den meisten Gemeinden erfreulich. An einem Maientag 1929 wurden die Bäuerinnen aus dem ganzen Kanton zu einem Treffen ins ‚Rote Haus‘ in Brugg eingeladen. Der Besuch überraschte – mehr als tausend Frauen folgten dem Ruf. In Eile wurde die Versammlung in die Brügger Stadtkirche verlegt. Es wurde Sinn und Zweck einer Bäuerinnen-Vereinigung, später Landfrauenvereinigung genannt, erklärt und die Struktur erarbeitet. Der Kantonalvorstand mit Frau Koller als Präsidentin war mit den Bezirksvorständen imstande, den Mitgliedern eine gute Führung und Hilfe zu bieten. In engem Kontakt mit den landwirtschaftlichen Bezirksvereinen entwickelte sich eine rege Tätigkeit in Kursen und Einsätzen. So halfen die Frauen freudig beim Herrichten einer Obstmesse in Brugg. Ein Lehrgang über die richtige Vorbereitung des Gemüses für den Verkauf half vielen Frauen; wollten sie doch gerne ein wenig Geld verdienen in jenen Krisenjahren. Es folgten ein Garten- und ein Brotwettbewerb. Das Brot der Mutter war besonders gut, was sie herzlich freute. Jakob Sigrist leitete viele Gartenbaukurse. Das Beet 1.20 Meter breit, 30 cm breiter Weg, alles schnurgerade! – dazu seine urchigen Witze, – waren ‚Spitze‘ für viele Frauen. Der Kanton stellte die Lehrerinnen der landwirtschaftlichen Haushaltungsschule Brugg während der Winterszeit für Kurse zur Verfügung. Es war eine grosse Nachfrage nach ihren Koch- und Backkursen. Wer konnte damals schon Torten backen und feine Zöpfe flechten? In der Bauernmühle Fisibach gab es einen zweitägigen Backkurs; von dort brachte die ältere Schwester unvergessliche gute Sachen nach Hause.

Das Sterilisieren von Früchten und Gemüse in Gläsern und das Konservieren von Fleisch in Dosen wurde demonstriert und empfohlen. Die verstärkte Selbstversorgung half, die Härte der Dreissigerjahre mildern.

Etwas ganz Schönes wurde bei uns mit den Trachten ins Leben gerufen. Die Initiantin, Frau Laur, entwarf mit Anna Laube, Arbeitslehrerin aus Vogelsang, ein Muster. Aus blauem Leinenstoff für den Rock, einer weissen Leinenbluse, mit einem weissen Gölle und einem mit Apfelblut bestickten Latz, einer hellen Schürze und einem Strohhut wurde die erste Tracht, ‚die Vrenelitracht‘ von Anna Laube genäht und vorgelegt. In einem Kurs fertigten bald einige Mädchen ihre Tracht selber an. Mit Gabeln, Sicheln und Ährenbüscheln zogen diese Studienländerinnen dann voll Freude an ein Aargauer Trachtenfest. Aus Wollstoff in verschiedenen Farben wurde nach ein paar Jahren die Sonntagstracht geschaffen. Frau Suter in Leuggern schneiderte später die Festtagstracht. Im Kirchspiel und in Zurzach bildeten sich Trachtengruppen.

Der Alltag der Frauen bestand damals aus viel Handarbeit. Im Feld wurde stundenlang gehackt und mit Rechen und Gabel hantiert. Im dumpfen Stall melkte manche Frau ihre Kühe. Im Haus umsorgten sie die Familien, backten das Brot und bewältigten die Wäsche mit den Händen.

In Vorträgen und Aussprachen konnten Erleichterungen für die Arbeit und die Sorgen gesucht und gefunden werden. Als der Krieg mit dem Aktivdienst der Männer und der Anbauschlacht kam, wurden die Aufgaben der Bäuerinnen so gross, dass sie sehr viel Kraft, Mut und Hilfe brauchten. Ein Schülerhilfsdienst wurde organisiert. Stadtfrauenvereine nahmen überlasteten Bäuerinnen das Kleiderflicken ab. Mit diesen Flick-Aktionen wurde mancher Frau ein grosser lieber Dienst erwiesen. Im Solbad Rheinfelden konnten Ferien für Bäuerinnen angeboten werden. Als Bezirkspräsidentin amtierte Frau Deppeler von Tegerfelden einige Jahre und nachher Frau Alice Keller von Endingen während 25 Jahren. An der jährlichen Generalversammlung in unserem Bezirk nahmen jeweils etwa 250 Frauen teil, die neben den Vereinsgeschäften und gemütlichem Beisammensein einen lehrreichen oder unterhaltsamen Vortrag erwarten durften. Besonders eindrucksam sprach anfangs der Sechzigerjahre Maria Dutli-Rutishauser zu uns. ‚Wer ist dein Nächster?‘ war das Thema. Die Referentin würdigte vor allem die Familie, gedachte aber auch der Armen und Gefangenen. Freiwillig hatte sie kurz zuvor in einem Aargauer Gefängnis drei Wochen Knast ‚verbüsst‘. Ganz innig empfahl sie uns, den Ärmsten zu Weihnachten eine Freude zu bereiten. Ihre Worte bewirkten ein gutes Echo: Seit 25 Jahren sammeln wir in unserem Bezirk im Advent viele Guetzlipackli für die Insassen der Strafanstalt Lenzburg, für Kinderheime, sowie für Pflege- und Altersheime.

1969 wurde die Kantonalpräsidentin Frau Lilly Koller für die grosse vierzigjährige Arbeit geehrt und zur Ehrenpräsidentin erkoren. Mit Interesse und viel Initiative übernahm Frau Brigitte Ineichen vom Sentenhof bei Muri das Präsidium der kantonalen Vereinigung. Sie umfasste damals 6'600 Mitglieder, heute sind es 8'500. Die Situation der Bäuerinnen ist seit der Gründungszeit sehr stark verbessert worden. Eine gut ausgebildete Bäuerin kann sich nach einer bestandenen Prüfung diplomierte Bäuerin' nennen. 1970 nahm eine Betriebsberaterin ihre Arbeit auf. Sie hilft gerne den Bäuerinnen besondere Probleme glücklich lösen. Gleichzeitig wurde kantonal eine Betriebshelferin für überlastete Bäuerinnen eingesetzt. In der Vereinigung unseres Bezirks hat man sich bei zunehmendem allgemeinen Wohlstand während der letzten Jahrzehnte immer mehr für gemeinnützige Zwecke engagiert. Bei der Vorbereitung und Führung von Bazaren und Kaffeestuben pflegten die Landfrauen da und dort bei willigem Arbeitseinsatz die Geselligkeit und konnten einen Reinerlös einer wertvollen Zweckbestimmung zuführen.

So kann sich unsere jetzige Bezirkspräsidentin, Frau Rösli Frey in Endingen, mit den Landfrauen an einem regen kulturellen Leben in verschiedenen Bereichen freuen.



Albert Sennhauser-Keller, 1901, Zurzach. Er führte als erster Niederlassungsleiter die Aargauische Hypotheken- und Handelsbank während 58 Jahren. 26 Jahre lang war er Präsident der Röm.-Kath. Kirchenpflege und gehörte 25 Jahre lang dem Synodalrat an.

Als der Zurzibergbach den Sternenbrunnen füllte

Zurzach in Unwetter, Kriegs- und Krisenzeit

Unwetterkatastrophe 29./30. Mai 1931

Nach einem schönen Frühlingsstag setzte gegen neun Uhr abends ein Gewitter ein, das sich sehr rasch verstärkte. Es regnete immer heftiger und es blitzte und donnerte ohne Unterlass. Man glaubt, dass im Gebiete Achenberg-Zurziberg Wolkenbrüche zusammengestossen seien. Nicht lange dauerte es und es schwamm Holz die Hauptstrasse herunter. Wie sich nachträglich herausstellte, war die Einflussöffnung des eingedohnten Zurzibachs durch einen Baumstamm und sehr viel Gesschiebe zum grössten Teil verstopft worden, sodass sich die Wassermassen den Weg über die Hauptstrasse suchten. Der fast neue Teerbelag wurde aufgestülpt und zum Teil grosse Stücke talwärts geschwemmt. Keller füllten sich mit Wasser und einzelne Wohnräume im Parterre bekamen ebenfalls ihren Teil ab. Ich sah jedenfalls am Tag nach dem Un-



Der Sternenbrunnen.

wetter im Hause ‚zur Rose‘ noch Fässer an der Decke schwimmen, da die Feuerwehr mit Auspumpen nicht nachgekommen war. Im Hinterhaus ‚zur Waag‘ befand sich zu ebener Erde ein Schweinestall. Etwa um 11 Uhr nachts brachten wir die zwei Schweine (zwei Jägerli von rund 20 kg Gewicht) in einen leeren Raum im ersten Stock. Sie streckten eben noch den Kopf aus dem Wasser. Beim Bahnhof war der ganze Platz knietief unter Wasser und ein Teil des Geleises 3 wurde unterspült, sodass die Schienen einige Meter weit in der Luft hingen. Der Sternenbrunnen war ein Hindernis für das Wasser. Er wurde teilweise mit Geschiebe gefüllt, jedenfalls reichte das Angeschwemmte bis über den obern Brunnenrand hinaus. Gegen 23.30 Uhr hörte der Regen für einige Zeit auf und fiel alsdann um 1 Uhr noch stärker als vorher. Man konnte nicht mehr unterscheiden zwischen Regen und überlaufender Dachrinne. Glücklicherweise ereignete sich kein Stromausfall. Beim Zoll fiel das kleine Zollhäuschen gegen den Rhein hin; zumindest neigte es sich sehr stark zur Seite. Am Morgen sah die Hauptstrasse wie ein tiefes Bachbett aus. Vom Unwetter betroffen wurden auch die Nachbargemeinden Rekingen, Tegerfelden, Döttingen und Klingnau. Die Schäden beliefen sich aber auf Millionenhöhe, was beim heutigen Geldwert ein Mehreres bedeuten würde.

Zurzach in den Jahren 1920 - 1960

Ende der 1920er-Jahre war Zurzach noch ein stiller, ruhiger Flecken, mit Naturstrassen und ohne grösseren Verkehr. Unter einigen hundert Firsten lebten rund 2'000 Einwohner. Ungefähr 20 Familien betrieben noch Landwirtschaft. Die Motorisierung stand noch in den Anfängen. Pferdegezogene Mähmaschinen und Heuwender, Pflüge und Eggen waren eigentlich die einzigen Maschinen dieser Betriebe, (ca. 20 bis 30 Pferde). Der grösste Industriebetrieb und wirtschaftlich stark war die Schweizerische Sodafabrik. Nebst einer beträchtlichen Angestelltenschaft wurden im Steinbruch Mellikon an die 200 Leute beschäftigt. Dann wären noch zu erwähnen: Schuhfabrik Zurzach, Möbelfabrik Minet, Kleinberger, Textil- und Baugeschäft (Mallaun). Ältestes Bankinstitut im Bezirk war die Spar- und Leihkasse Zurzach. Den Postdienst besorgten insgesamt weniger als 10 Personen, wovon zwei Briefträger und ein Aushilfsbriefträger. An der Primarschule unterrichtete eine Lehrerin und drei Lehrer, an der Bezirksschule vier Lehrkräfte. Die Arbeitsschule wurde von einer Lehrerin geführt. Bis 1939 waren alle Schulräume in der ‚Propstei‘, bis kurz vor Ausbruch des zweiten Weltkrieges das neue Schulhaus an der Langwiesstrasse bezogen werden konnte. Ein Kindergarten war eingerichtet im Hause Keller, Schmiede, an der Schwertgasse (eine Kindergärtnerin und bis zu zirka 50 Kinder). Der grosse Börsenkrach in New York vom Oktober 1929 löste weltweit eine Wirtschaftskrise aus, die mit kleiner Verspätung auch unsere Wirtschaft erfasste und zu grosser Arbeitslosigkeit führte.

Bei der Schweizerischen Sodafabrik, der damals grössten Arbeitgeberin im Flecken, sah man gelegentlich ein Plakat vor dem Eingang „Es werden keine Arbeiter eingestellt“. Am schärfsten wurde aber vielleicht die Schuhfabrik von der ungünstigen Situation betroffen. In den beiden Jahren 1935 und 1936 zahlte die damals noch bestehende Paritätische Arbeitslosenkasse des Bezirks Zurzach Arbeitslosenunterstützung aus in Höhe von zirka 70'000 Franken, bei einem maximalen Taggeld von Fr. 4.50. Der Schulhausbau an der Langwiesstrasse 1936 brachte sehr erwünschte Arbeitsgelegenheit, ebenso die begonnenen Bunkerbauten. Die politische Situation war gespannt; in nicht wenigen Köpfen spukten nationalsozialistische Gedanken, und die allgemeine Besorgnis über die sich in der Welt abzeichnende Unsicherheit und Furcht vor einem möglichen Kriege brachte Beunruhigung und Sorge. Als dann gar noch von höchster Stelle (Weisungen für eventuelle Evakuierung erlassen wurden, befürchtete man noch vermehrt Schwierigkeiten. Ungefähr Mitte 1940 wurden diese Verfügungen wieder zurückgezogen. Unterdessen brach aber der Zweite Weltkrieg aus und brachte auch unserem Flecken Truppenteile für die Bewachung verschiedener Objekte. Eine Ortswehr wurde gebildet aus nicht oder nicht mehr dienstpflchtigen Männern (Kriegsfeuerwehr!). Im Rahmen des „Plan Wählern“ wurden dann auch unsere Betriebe für die Erfüllung der Anbaupflicht von Getreide eingeteilt. Manche Familien hielten sich zur Verbesserung der Lebenshaltung während des Krieges 1939 bis 1945 Kaninchen. Das nötige Futter wurde, mindestens teilweise, an den Strassenrändern geholt. Da es damals noch nicht so viele Hunde gab wie heute, war auch die Qualität des Grases noch besser, und Autoabgase fielen auch noch wenig an.

Von kriegerischen Ereignissen blieb unser Flecken, Gott sei Dank, verschont. Lediglich eine „verirrte“ Fliegerbombe schlug gegen Ende des Krieges gegenüber der Schuhfabrik im Rheinbord ein und verursachte den Bruch einer Anzahl Fensterscheiben im Quartier.

1947/48 entstand die erste Siedlung in der „Entwiese“ und einige Jahre später diejenige oberhalb der Badstrasse. Zeichen für die grosse Bautätigkeit in Zurzach ist wohl die Tatsache, dass die Bevölkerung von zirka 1'800 Seelen, wohnend in ungefähr 500 Häusern in den 1920er Jahren, heute unter 1'180 Firsten (laut Angaben des Aargauischen Versicherungsamtes) auf zirka 3'500 Personen angewachsen ist.

Ein grosser Tag für Zurzach war der 5. September 1955. Die neu erbohrte Thermalquelle begann



Quellenvater Dr. Martin Urb als Badearzt...

zu fliessen. Beharrlicher Wille von Dr. Martin Erb selig und einer kleinen Zahl vom Erfolg überzeugter Männer haben das grosse Werk geschafft.

Verenaspiele 1944

Im Jahre 1944 wurde die ,Obere Kirche renoviert. Der nachmalige Professor für Kunstgeschichte an der Universität Zürich, Dr. Adolf Reinle in Stein-Säckingen, verfasste zu diesem Anlass ein ausschliesslich in diesem Raume aufzuführendes Verena-Spiel. Pater Reinhard Peter, Musiklehrer am Kollegium in Stans, komponierte dazu passende Musik für Chöre und Orchester. Als Mitwirkende stellten sich Angehörige des Männerchors ,Eintracht', des Frauen- und Töchterchors, des Kirchenchors, des Orchestervereins ,Eintracht', weitere Einwohner des Fleckens und einige Auswärtige zur Verfügung.

Der Autor führte Regie und der Komponist leitete Proben und dirigierte Chöre und Orchester. Die angehende Lehrerin Kaja Gisler wirkte überzeugend in der Titelrolle, und bei allen Mitwirkenden konnte man Freude und Begeisterung feststellen. Der Publikumserfolg war auch entsprechend. An 13 Aufführungen von Ende August bis Mitte September zählte man zirka 4'000 Besucher aus nah und fern (u.a. Bischof von Chur, die Äbte von Einsiedeln und Mariastein, der Literat Albert J. Welti



Verenafestspiele 1944 mit dem Spielverfasser und Verenaforscher Dr. Adolf Reinle und Spielern (Kaja Gisler als Verena, Albert Sennhauser als Abt, Karl Eckert als Pfarrer).

aus Genf). Der Eintrittspreis war 3.- Franken für Erwachsene und 50 Rappen für Kinder. Alle Arbeit wurde ehrenamtlich geleistet, und wer keinen Fünfinger hatte, durfte dennoch eintreten.

Bekanntmachung!

Zu Anfang der Dreissigerjahre oblag dem Gemeindeweibel u.a. auch das Ausrufen von Gemeindeversammlungen oder Bekanntmachung öffentlicher Veranstaltungen. Er stellte sich an verschiedenen Orten im Flecken auf und machte seine Anwesenheit durch Läuten mit einer Schelle bekannt. Sobald etwelches Publikum beisammen war, begann er den mitgenommenen Text zu verlesen.



„Boutis“ Güselwagen mit Glocke kündete jeden Samstag die Müllabfuhr an.

Die ‚Güselabfuhr‘

war auch noch eine einfache Sache in den Jahren zwischen den Weltkriegen. Otto Boutellier fuhr jeden Samstag mit einem Pferdefuhrwerk (einspännig) durch den Flecken mit einem Mistwagen, an dem hinten eine Glocke befestigt war. Der Anfall an Material war, gemessen an den heutigen ‚Abfallbergen‘, noch nicht gross. Er wurde abgeladen im Gebiet ‚Hasenzucht‘, ‚im Feld‘ und später in der ausgebeuteten Kiesgrube Mallaun ‚auf Rainen‘.



Pfarrer Dr. Adolf Reimann, 1898, Zurzach.
Der Wölflinswiler studierte in Freiburg und Luzern
Theologie, in Basel und Bergamo Philosophie.
1933 wurde er Pfarrer in Zurzach. Sein Wirken
Ging dabei weit über das Verena-Münster hinaus.

Als der konfessionelle Friede ausbrach

*Aus dem Leben des markanten Zurzacher Alt-Pfarrers
Dr. Adolf Reimann, 1898*

In die Reihe von bunten Lebensbildern, von Erlebtem und Erlittenem, von Anekdoten und faszinierenden, kleinen Geschichten, gehört auch ein kurzes Lebensbild von alt-Pfarrer Dr. Adolf Reimann, Zurzach. Er selber hat erzählt und geschrieben von Menschenchicksalen, von Freuden und von Unerfreulichem. Und wie er noch erzählt, der Neunzigjährige, dessen Beine ihn nicht mehr tragen wollen, dessen Augen viel von ihrer Sehkraft verloren haben. Aber der wache Geist, der Witz, der gesunde Humor und das Ja zum Leben, zu einem beschwerlichen Leben, sind geblieben.

Adolf Reimann wurde am 11. Dezember 1898 in seinem Heimatort Wölflinswil geboren, besuchte nach der Primarschule die Bezirksschule in Frick und das Gymnasium in Einsiedeln, das er mit der Maturität abschloss. Die Rekrutenschule hatte er hinter sich gebracht, und er wollte eigentlich Armeeinstruktor werden. Ein Reitunfall machte diesen Berufswunsch zunichte. Dass er dann das Theologiestudium wählte, da hat wohl das Elternhaus, besonders die Mutter, ein wenig nachgeholfen. Die Uni Freiburg und das Priesterseminar Luzern waren die theologischen Hochschulen, die ihn zum Priestertum führten. Am 15. Juli 1923 wurde er in der Hofkirche in Luzern von Bischof Stammeler zum Priester geweiht. Er wurde erst Kaplan in Laufenburg und wechselte später in die Nachbarschaft, als Pfarrer von Mettau. Berufsbegleitend studierte er an der Uni

Basel Philosophie und schloss an der Universität Bergamo mit dem Doktorat in Philosophie ab. Als 1933 in Zurzach die Pfarrstelle frei wurde, da holten ihn die Zurzacher, wohl auf Anraten von Dr. Martin Erb, der Adolf Reimann als Fricktaler gut kannte, als Pfarrer an das Verenamünster. Bis Herbst 1970 amtierte er als Pfarrer in Zurzach.

Hier lassen wir Dr. Reimann selber sprechen. „Am 30. April 1933 wurde ich von Dekan Hirt als Pfarrer von Zurzach eingeführt. Reformierter Pfarrer in Zurzach war lie. iur. Walter Steinbrück. Das Verhältnis zwischen den Konfessionen war in Zurzach wenig erfreulich. Soviel hatte ich gehört. Bald machte ich dem reformierten Kollegen in seinem Pfarrhaus einen Antrittsbesuch. Wir besprachen die bisherigen Schwierigkeiten zwischen den beiden Konfessionen und gaben uns die Friedenshand. Am folgenden Sonntag verkündete Pfarrer Steinbrück von der Kanzel: ‚in Zurzach ist der konfessionelle Friede ausgebrochen; Pfarrer Reimann und ich sind Brüder in Christo!’“

Erste Fronleichnamsprozession in Zurzach seit der Reformation

Überall in den katholischen Gegenden ist Fronleichnam ein besonderes Fest mit Prozession. Nur in Zurzach war der zweite Donnerstag nach Pfingsten Werktag und Markttag. Durch Gemeindecbe- schluss wurde der Markt auf den dritten Montag nach Pfingsten verlegt. Der damalige Gemeindeammann Dr. Moor, Tierarzt, wies an der Gemeindeversammlung darauf hin, dass die Katholiken diese Verlegung wünschten, um mit Kreuz und Fahnen eine Fronleichnamsprozession zu halten. Die ersten drei Jahre gab es eine kleine Prozession in der Kirche. 1936 aber wurde der ‚Ernstfall’ probiert. In aller Stille wurden vier Altäre vorbereitet beim Roten Turm, bei Maler De Conto an der Langwiesstrasse, beim Gasthaus ‚Sternen’ und bei der Obern Kirche. Schon die erste Prozession durch den Flecken war gut besucht. Musikdirektor A. L. Gassmann sorgte mit dem Kirchenchor für den gesanglichen Teil. Ab 1937 wirkte auch die Musikgesellschaft mit. Bis in die 70er-Jahre zog die Fronleichnamsprozession durch den Flecken. Der zunehmende Verkehr und die Wandlungen in der Kirche nach dem Zweiten Vatikanischen Konzil haben dazu beigetragen, die Fronleichnamfeier auf andere Art zu begehen. Seit vielen Jahren findet diese Feier nun auf dem Achenberg statt.

Etwas Politik und etwas Geschichte

Als Adolf Reimann 1923 die aargauische Wahlfähigkeit als Pfarrer erreichen wollte, musste man noch ein Staatsexamen ablegen, und das vor einem Gremium, das den Kirchen im allgemeinen und den Katholiken 161 im besondern nicht eben freundlich gesinnt war. Aber durchfallen las-

sen konnte man doch kaum jemand. Es hätte auch nicht viel gefruchtet, da auch Aargauer Bürger in andern Kantonen – ohne politische Schikanen – tätig sein konnten und auch tätig waren. 1930 ist dieses Relikt aus der Kulturkampfzeit ohne viel Aufhebens beseitigt worden. Pfarrer Reimann war um diese Zeit als Vertreter der Katholisch-Konservativen Partei des Bezirks Laufenburg, der heutigen CVP, Mitglied des Grossen Rates. Er war der jüngste Grossrat seines Bezirks und seiner Partei und wurde in die Begnadigungskommission gewählt. Ein Fall vor dieser Kommission ist ihm besonders im Gedächtnis haften geblieben: Ein Bauer wurde wegen Milchpanscheri verurteilt. Die Begnadigungskommission fand aber heraus, dass der Bauer nicht selber Wasser in die Milch gegossen hatte, sondern dass der Milchkessel im Regen stand und auch auf dem Weg zur Käserei starker Regen fiel. Das Wasser kam also auf natürliche Art in den Kessel und der Bauer wurde begnadigt. In der Begnadigungskommission, ihr Name sagt es, geht eben Gnade vor Recht. Denn normalerweise sind Milchkessel auf dem Weg zur Käserei zugedeckt...

Pfarrer Reimann ist natürlich auch in der Geschichte recht gut beschlagen, vor allem in der Kirchengeschichte. Als besonders schmerzliche Ereignisse beschäftigten ihn die Vertreibung der Jesuiten und das Verbot ihrer Wirksamkeit in Verkündigung und Schule sowie die Klosteraufhebungen in vielen Kantonen, im Besondern im Aargau; das waren in seinen Augen eindeutig gegen die katholische Kirche gerichtete Aktionen. Vor allem die Aufhebung des Zurzacher Chorherrenstifts war von Hass und purer Katholikenhetze gekennzeichnet. Aber heute, über 100 Jahre später, sieht auch alt Pfarrer Dr. Reimann die Vorkommnisse nicht mehr nur in Scherenschnittmanier, wie das übrigens auch die andere Seite tut. Die sogenannten Kirchenartikel sind allesamt aus der Bundesverfassung gestrichen. An die Stelle von schroffem Gegeneinander sind fruchtbares Miteinander auf manchen Gebieten und gegenseitige Achtung getreten.

Hauptmann Feldprediger Reimann

1928 wurde Pfarrer Reimann Feldprediger. Er war es etwa 15 Jahre lang mit Leib und Seele. Anfänglich war er beim Regiment 25 mit den Bataillonen 58,59 und 60 eingeteilt. Im Zusammenhang mit der neuen Truppenordnung 1938 kam er zum Inf Rgt 24. Den ersten WK absolvierte er in der Region Baden. Auf einer Wiese im Höhtal hielt er den ersten Feldgottesdienst in diesem Regiment, das heute noch aus dem Füs Bat 46, dem Schützenbat 4 und dem Füs Bat 102 besteht. Die grosse Zeit der Bewährung für Feldprediger Reimann begann am 2. September 1939 mit der Generalmobilmachung. Mit dem reformierten Kameraden hatte Feldpredigerhauptmann Reimann zusammen mit dem Regimentskommandanten den Fahneneid abzunehmen. Die ‚drôle de guerre‘ von der ersten

bis zur zweiten Mobilmachung am 10. Mai 1940, an Pfingsten, war noch relativ einfach für den Feldprediger. Als aber der Krieg ins zweite, dritte und vierte Jahr ging, da war der Feldprediger nicht mehr nur Armeeseelsorger, sondern und vor allem auch Anlaufstelle für Wehrmänner in allerhand Schwierigkeiten. Es waren menschliche und vor allem soziale Probleme, oft wirkliche Not, die viele Wehrmänner plagten. Hauptmann Reimann nahm diese Seite seiner Aufgabe ernst und half still und unauffällig viel menschliche Not lindern.

Hauptmann Reimann war passionierter Reiter. Wann immer es die Zeit zuließ, stieg er in den Sattel, um sich und das Pferd, zumeist das Pferd des Regimentskommandanten, zu ‚bewegen‘. Zweimal kam es zu Unfällen, beide nicht ganz harmlos, aber beide schliesslich noch glimpflich abgelaufen. Pfarrer Reimann ritt auch im zivilen Leben in Zurzach gerne aus. Mit Kameraden aus der Offiziersgesellschaft, im Besondern mit Gemeindeschreiber Hans Müller, hat er zahlreiche Ausritte gemacht und auch hier als Mensch und indirekt auch als Pfarrer gewirkt. Er liebte und schätzte dieses kameradschaftliche Zusammensein und kannte wie kein zweiter das Reiterlatein. Aber einmal ging's doch fast ans Eingemachte: Nach einem Ausritt in der Gegend von Zurzach zog man mit den Pferden wie üblich zur Schwemme. Kaum im Wasser, kamen Pferd und Reiter in ein labiles Gleichgewicht und schliesslich zum Sturz. Der Reiter Reimann versank im Wasser, konnte nach dem Wiederauftauchen den Schweif des Pferdes erwischen. Das Pferd aber war völlig erschrocken und schlug aus. Pfarrer Reimann tauchte ein zweites mal und konnte sich schliesslich am Bügel eines andern Pferdes halten und allmählich aus dem Wasser ziehen. Es folgte eine kurze Ohnmacht, dann retablieren, d.h. in diesem Fall in trockene Kleider wechseln. Nach einer kurzen Ruhepause traf man sich im ‚Ochsen‘, um die Rettung aus höchster Not zu feiern. Auch das, meint der Chronist: typisch Reimann!

Josef Schmid

Zum Schluss ein Dank

Wie in einen Rückspiegel schauen die Autorinnen und Autoren zurück auf das Alltagsleben ihrer früheren Lebensjahre. Ihre Rückschau gewährt uns Lesenden wertvolle Einblicke in Geschehnisse und Entwicklungen, wie sie sich in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts im Zuzibiet ereignet haben. Erzählte Erinnerungen lassen Geschichte lebendig werden, wie sie uns anders nicht zugänglich ist. Für alle Mitwirkenden wurde ihr persönliches Erzählen und Schreiben zu einer ungewohnten Herausforderung. Ich durfte diesen Werdegang miterleben und danke allen Frauen und Männern für ihre Bereitschaft zu eigenen Beiträgen, die sie nun aus ihren Händen in die Öffentlichkeit geben. Stellvertretend für die ältere Generation widerlegen sie damit die gängige Vorstellung, ältere Menschen seien inaktiv und hätten in unserer Gesellschaft nichts Wesentliches mehr beizutragen.

Zum Gelingen dieses Büchleins haben besonders auch die drei pensionierten Lehrer aus dem Surb- und Aaretal sowie dem Kirchspiel beigetragen: Fridolin Ehrensperger, Josef Knecht und Leo Erne sowie Hansueli Fischer, Redaktor der ‚Botschaft‘. Ihre fundierten Kenntnisse von Land und Leuten, ihre detaillierten Gespräche mit den Schreibenden und ihre redaktionelle Arbeit bewirkten, dass jetzt ein Buch erzählter Geschichte Wirklichkeit geworden ist. Dieses Jahr schöpferischer Zusammenarbeit habe ich mit Freude und Dank erlebt. Zugleich danke ich auch allen, stellvertretend für sie Redaktor Josef Schmid, die uns beim Entstehen des Büchleins begleitet und unterstützt haben.

Diese Sammlung erlebter Geschichte entstand im Rahmen meiner Tätigkeit bei der Pro Senectute, Stiftung für das Alter. Ihr ist es nebst anderem ein Anliegen, die geistigen Fähigkeiten und seelischen Kräfte unserer älteren Generation zu erhalten und zu fördern. Dass ich die Möglichkeit zu dieser Arbeit erhielt, dafür danke ich der Pro Senectute und der Leiterin der Bezirksberatungsstelle Zurzach, Laura Gaier.

‚Wenn ein alter Mensch stirbt, dann ist es als ob eine ganze Bibliothek verbrenne‘. Möge dieses afrikanische Sprichwort und das vorliegende Büchlein unsere ältere Generation vermehrt zum Erzählen und zum Schreiben anregen – zu ihrer eigenen Freude und zur Förderung des Dialogs zwischen den Generationen.

Edith Schlicht

Inhaltsverzeichnis

<i>Zu lesen und zu bedenken</i>	1
Vorwort	
<i>Mostchrusele, Garbenbändli und Bindbaum</i>	3
Alfred Bamberger, Siglistorf	
<i>Als der Gemeindeschreiberberuf noch ausschliesslich Männersache war</i>	9
Martha Hochstrasser-Gösi, Kaiserstuhl	
<i>Von Dampfschese, Biiblättli und Flegeleien im Walzertakt</i>	13
Hans Birchmeier-Spuler, Endingen	
<i>Wer weiss noch von Matten und Siggen?</i>	20
Hans Birchmeier-Spuler, Endingen	
<i>Das Abenteuer mit dem Räbenwagen</i>	25
Josef Betschmann, Kaiserstuhl	
<i>Dreimal jährlich grosse Wäsche</i>	27
Berta Willi-Willi, Siglistorf	
<i>Als Drescher und Glaser auf der Stör</i>	33
Helene Spuhler-Moor, Mellikon	
<i>Das Ende des Dorfwaschhauses und andere Müsterchen</i>	39
Gottfried Spuhler-Jetzer, Wislikofen	
<i>Lehrer Tomas Suter und de Haseschnider</i>	42
Lidia Knecht-Widmer, Schneisingen	
<i>Von der Nänni, dem Hasenschneider und dem Salzhuser</i>	47
Hans Ehrensperger-Knecht, Schneisingen	
<i>Umzug, Lieder, Reigen und Kadettenspiele</i>	57
Laura Spuhler, Zurzach	
<i>Für soziale Gerechtigkeit und gegen die braune Flut</i>	64
Fridolin Binkert, Zurzach	
<i>Eiertütschet, Chrüterbuschle und praktische Oekumene</i>	69
Anna Keller-Birchmeier, Endingen	
<i>Dem Sturz in die Surb folgte noch manch Lebensabenteuer</i>	81
Trudi Deppeler-Werder, Tegerfelden	
<i>Morgens um Viertel vor Zwei zum Oberbäcker befördert</i>	93
Emil Huber-Köchli, Lengnau	
<i>Postalischer Postenlauf von Basel nach Döttingen</i>	99
Ruedi Urben, Döttingen	

Inhaltsverzeichnis

<i>Als Achtklässler die Kleinen unterrichten durften.....</i>	<i>105</i>
Leo Erne-Kalt, Hettenschwil	
<i>Nach dem Fährbetrieb die Friedensinsel.....</i>	<i>109</i>
Hans Wink-Schneeberger, Koblenz	
<i>Des Seidenferggers Tochter wurde Hebamme</i>	<i>114</i>
Josefine Filaté-Knecht, Döttingen	
<i>In Backstube und Weinberg zuhause.....</i>	<i>118</i>
Ernst Keller, Döttingen	
<i>Mit Esperanto durch ein Stück Weltgeschichte</i>	<i>121</i>
Friedrich Bierhoff, Döttingen	
<i>Weit gereister Schreiner und Lädeler an der Blechbrücke</i>	<i>126</i>
Franz Wengi, Döttingen	
<i>Am Urlaubstag fielen Bomben hinters Haus.....</i>	<i>131</i>
Otto und Frieda Schmid-Schüle, Full-Reuenthal	
<i>Ankefässli, Znüniromantik und viel Arbeit.....</i>	<i>135</i>
Anna Blülle, Leibstadt	
<i>Raten, pflegen, helfen, schweigen – 30 Jahre lang</i>	<i>139</i>
Schwester Rösli Meier, Zurzach	
<i>Von Kühen, Katzen, Kücken und anderen Viechereien</i>	<i>146</i>
Silvia Keller, Zurzach	
<i>Wie Bäuerinnen beruflich auf einen grünen Zweig kamen.....</i>	<i>151</i>
Hedy Rüdc-Ehrensperger, Waldhauscn	
<i>Als der Zurzibergbach den Sternenbrunnen füllte.....</i>	<i>155</i>
Albert Sennhauser-Keller, Zurzach	
<i>Als der konfessionelle Friede ausbrach</i>	<i>160</i>
Dr. Adolf Reimann, Alt-Pfarrer, Zurzach	
<i>Zum Schluss ein Dank.....</i>	<i>164</i>
Edith Schlicht	